3

3. JANUARHEFT 1967

ZEIT IM BILD

DAMIT UNSER WEIZEN BLÜHT

Reporter auf den Spuren von fünf Grundsätzen

VIELE GROSSE FRAGE-ZEICHEN

Eine Betrachtung zur Skisaison

0,30 MDN

Modisches für den Winter (Seite 21)

Foto: C. Arnold

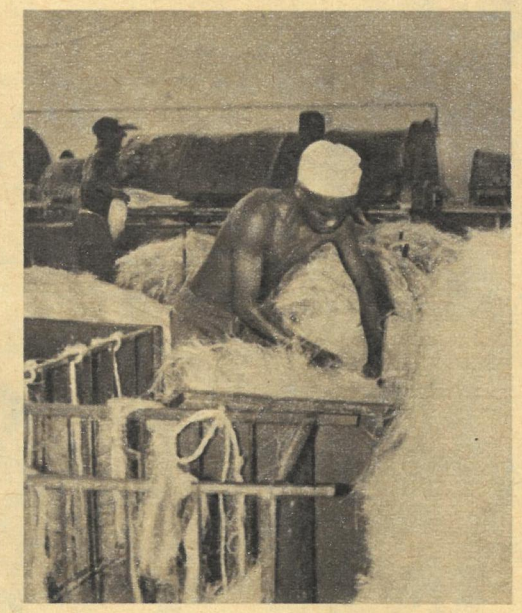
Tansanias Haupterzeugnis:

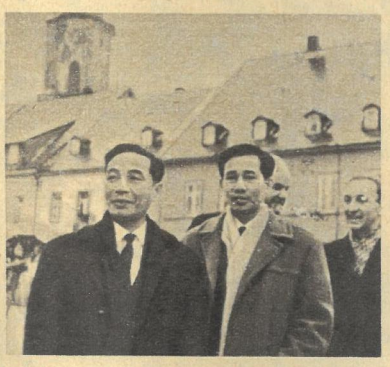
Der Name aus Mexiko

Seinen Namen bekam er vom mittelamerikanischen Yukatan. Dort gibt es eine Hafenstadt Sisal. Der begehrte Hanf mag in diesem Ort einmal wichtigstes Handelsprodukt gewesen sein. Auf alle Fälle wächst die Agavenart mit der widerstandsfähigen Blattfaser in Mexiko, Südamerika und in Afrika. Auf Platz eins in der Sisalweltproduktion rangiert unbestritten Tansania. Nahezu ein Viertel seiner Beschäftigten arbeitet in diesem Wirtschaftszweig. Der Hanf wird auf Großplantagen angebaut, die sich allerdings überwiegend in ausländischem Besitz befinden. Verständlich, daß Sisal neben Kaffee, Baumwolle und einigen anderen Landesprodukten zu den wichtigsten Ausfuhrartikeln gehört. Um so mehr muß es das Land treffen, wenn westdeutsche, britische und amerikanische Importeure – sie gehören zu den Hauptabnehmern – rücksichtslos bemüht sind, die Weltmarktpreise zu senken. Zum ökonomischen Druck Westdeutschlands gehört auch die um 0,9 Milliarden verringerte Einfuhr tansanischer Waren von 1964 bis 1965.

Mit diesen Stockschlägen auf den Magen will Westdeutschland besonders seinen Kapitaleinfluß verstärken und die Hallstein-Doktrin durchsetzen.

Heute noch führt Tansania Sisal aus und importiert gleichzeitig die aus seinem Rohstoff hergestellten Seile, Matten und anderen Artikel. Dieses Erbe kolonialer Vergangenheit soll nach den Festlegungen des ersten Fünfjahrplanes ein Ende finden. Das bedeutet einen weiteren Schritt zur Industrialisierung des Landes. cck





Marktplatz Sayda: Nguyen van Nhan, 2. Sekretär der Botschaft der DRV, mit einem vietnamesischen Studenten und einem Lehrer der Oberschule.

Freunde eines ganzen Ortes

Vietnamesische Studenten und ihre Familien

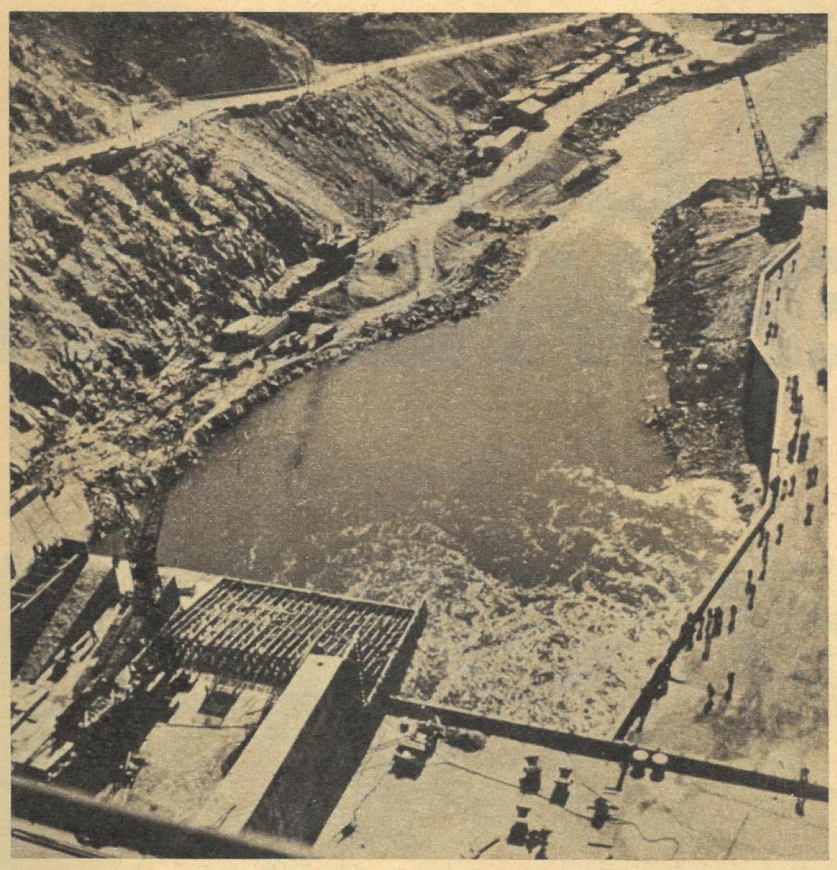
Das Erzgebirgsstädtchen Sayda hatte lieben Besuch. „Es ist schon Tradition bei uns an der Botschaft, daß wir jedes Jahr zum Pioniergeburtstag, auch wenn wir sehr viel Arbeit haben, hierher kommen . . ." Nguyen van Nhan, zweiter Sekretär der vietnamesischen Botschaft in Berlin, sprach mit herzlichen Worten über eine Verbindung, die vor fast zehn Jahren geknüpft wurde. 1957 erholten sich vietnamesische Kinder aus dem Dresdner Maxim-Gorki-Heim in der Jugendherberge Mortelgrund und freundeten sich mit ihren Saydaer Altersgefährten an. Inzwischen sind aus den Kindern junge Leute geworden. Einige von ihnen studieren in Tharandt, Freiberg und in anderen Städten unserer Republik. Sie sind häufig und gern gesehene Gäste der Saydaer und bringen auch ihre Freunde mit. Die herzliche Verbundenheit ist von der Pionierfreundschaft, die heute den Namen „Ho Chi Minh" trägt, auf die Eltern der Schulkinder übergegangen. Bei ihnen fühlen sich die Studenten wie zu Hause.

Frau Greif erzählte vom Studenten Moi, der regelmäßig zu Besuch kommt. Zu seinem Geburtstag fuhr die Familie extra nach Freiberg. Und die Frau des Dachdeckermeisters Wanke muß heute noch lachen, wenn sie an das überraschte Gesicht der Schwester in der Entbindungsklinik denkt, die ihr den Besuch von vier vietnamesischen Studenten mit einem großen Blumenstrauß ankündigte. „Sie glauben gar nicht, wie ich mich gefreut habe . . ."

Die Bürger Saydas bemühen sich, ihren lieben Freunden die Fürsorge des Elternhauses ein wenig zu ersetzen. Denn Vater, Mutter und Geschwister der meisten jungen Menschen sind täglich von amerikanischen Bomben bedroht. Ihnen gilt die große Solidarität. Die Kinder sammelten Flaschen und Altpapier. Der Erlös: fünfhundert Mark. Bis zum Geburtstag Ho Chi Minhs im Mai soll noch einmal soviel dazukommen. Die kleinen Bewohner des Spezialkinderheims Kreuztanne bastelten und verkauften ihre Arbeiten, ja, sie griffen sogar ihr Taschengeld an. Die Abgeordneten verzichteten auf die Aufwandsentschädigung eines Quartals . . .

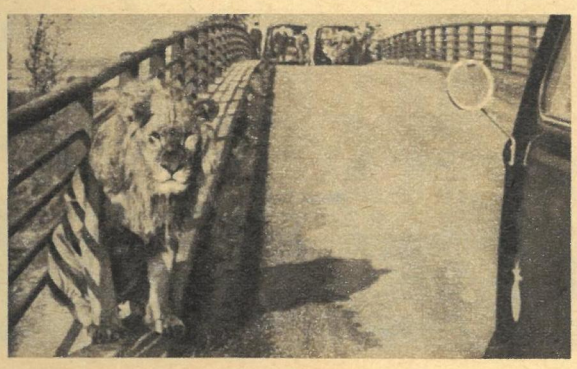
Dankbar nahm Nguyen van Nhan eine Spende von insgesamt zweitausend Mark entgegen.

Besonders stolz sind die Saydaer auf eine Ausstellung. Sie wurde mit Geschenken von Pionieren einer Hanoier Schule gestaltet, deren Freundschaft nach dem deutschen Kommunisten Ernst Thälmann benannt wurde. Eine Ausstellung über ihre Heimatstadt und das Erzgebirge sandten die deutschen Kinder ihren fernen Freunden. Botschaftssekretär Nguyen van Nhan überreichte den Pionieren Saydas ein Teil eines amerikanischen Düsenjägers, der im September vergangenen Jahres über einem Dorf Nordvietnams abgeschossen wurde. Dieses Geschenk wird einen Ehrenplatz in der Ausstellung erhalten. – hb – Fotos: Weidauer



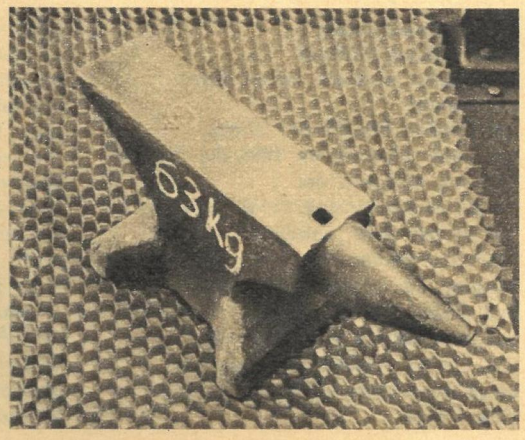
Afghanistans größtes Wasserkraftwerk entsteht mit sowjetischer Hilfe bei Naglu am Kabul-Strom. Zwei Turbinen versorgen bereits die nahe gelegene Textilindustrie mit Energie. In diesem Jahr soll der Bau mit drei Turbinen fertiggestellt sein und 90 000 Kilowatt Strom erzeugen.

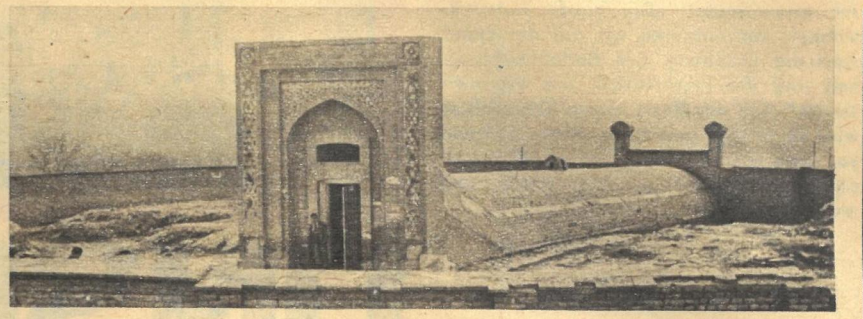
Die schönste Laufhalle der DDR erhielten die Leichtathleten von Halle zum Wintertraining aller Disziplinen einschließlich Stabhochsprung. Die Sportstätte von 140 Meter Länge und 12 Meter Breite besitzt als besondere Attraktion eine Weichbahn zur Vermeidung von Gelenkschäden.



Sechs Löwen waren aus ihren Käfigen ausgebrochen. Daher unternahmen 250 französische Gendarmen auf der Autobahn südlich von Lille eine regelrechte Großwildjagd. Auch „Pacha" konnte nicht entkommen.

Bis zu 90 Kilogramm können 25 Millimeter hohe Wabenkerne aus kunstharzgetränktem Papier tragen, ohne ihre Form zu verändern. Sie stammen aus dem VEB Eloplast Micheln und finden in der Bauindustrie, bei der Möbelherstellung und im Straßenfahrzeugbau vielseitig Verwendung.





Antike Stadt Samarkand

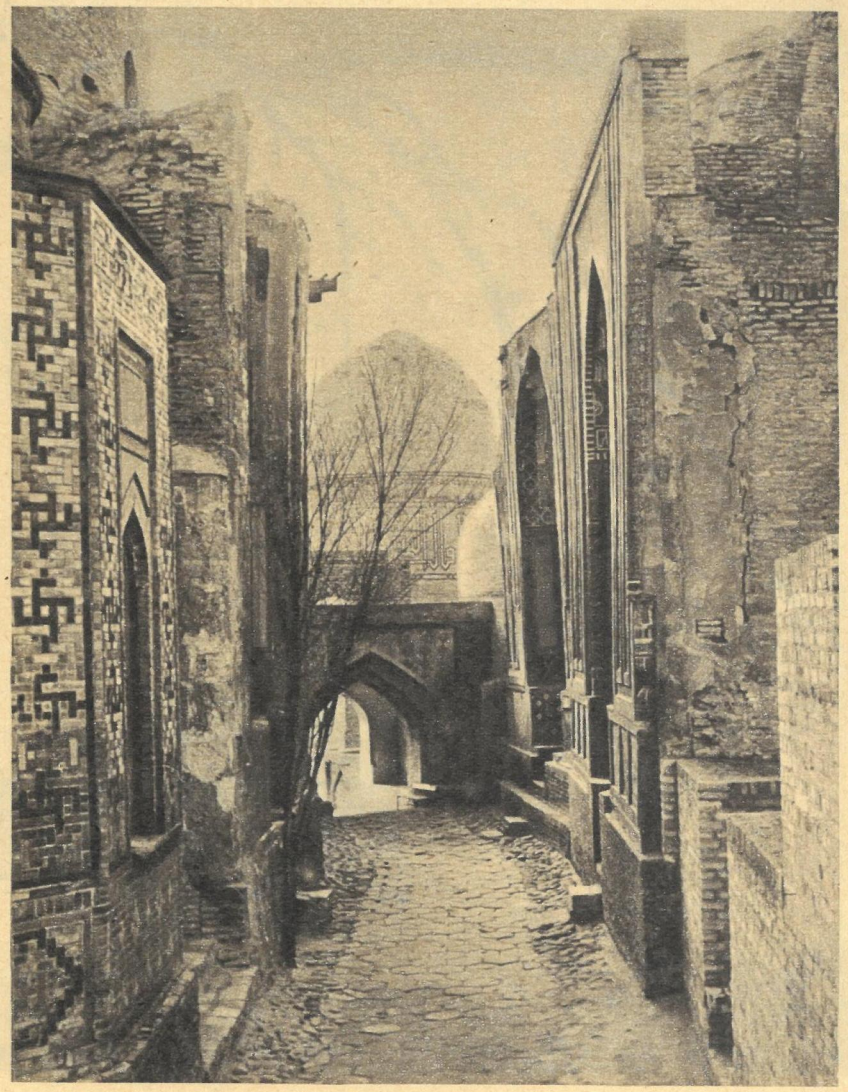
Schön wie das Himmelsgewölbe

Wanderer, kommst du nach Samarkand, dann nimm dir Zeit für diese herrliche Stadt. Fünf und mehr Jahrhunderte lang ragen die blauen Kuppeln der Mausoleen in den Himmel. Ihre Erbauer sollen, der Überlieferung nach, gesagt haben, ihre Schönheit sei nur mit dem Himmelsgewölbe vergleichbar. Die eigenartigen Muster aus farbigen Kacheln an den Wänden der alten Paläste und Galerien und die kunstvoll geschmiedeten Verzierungen, besonders an den Eingängen, nötigen dem Beschauer ungeteilte Bewunderung ab. Weiß er doch, mit welch einfachen handwerklichen Mitteln sie von den Meistern ihrer Zeit erschaffen wurden.

Neuerlich interessieren sich auch die Archäologen sehr für die orientalische Stadt. Hier fand man erstmalig im Gebiet Mittelasiens in zwei bis vier Meter Tiefe Reste eines Rastplatzes, Werkzeuge und Knochen, deren Alter auf 40 000 Jahre geschätzt wird.

Seit es in Usbekistan die Sowjetmacht gibt, stellt der Staat umfangreiche finanzielle Mittel für die Erhaltung und Restaurierung seiner alten Bauten bereit. Wo einst das Observatorium des großen Astronomen des Altertums Ulug Beg stand, wurde ein Marmormonument errichtet. Hierin wird ein Sextant, einzig erhalten gebliebenes Gerät, aufbewahrt. Am Schutz der altertümlichen Denkmäler nimmt die Bevölkerung regen Anteil. In allen mittelasiatischen Republiken konstituierten sich spezielle freiwillige Gesellschaften.

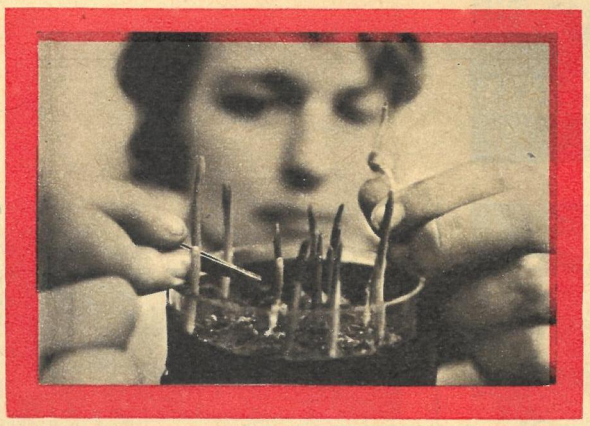
Bildbericht APN



Die Mausoleen Schach und Sinda. Sie bilden ein Ensemble aus zwanzig verschiedenen Gebäuden, die im 14. und 15. Jahrhundert errichtet wurden. Im Hintergrund eine der blauen Kuppeln Samarkands.

Ganz oben: Hier arbeitete einst der große Astronom des Altertums Ulug Beg. Das Observatorium wurde im Jahre 1449 von religiösen Fanatikern zerstört.

Für den weiteren Aufstieg der Landwirtschaft formulierte Walter Ulbricht auf dem IX. Deutschen Bauernkongreß fünf Grundsätze modernen Wirtschaftens, deren erster lautet: „Die ganze Aufmerksamkeit konzentrieren wir auf die systematische Erhöhung der Bodenfruchtbarkeit und der Produktivität der Viehwirtschaft." Auf der Basis dieser Grundsätze wird zb in fünf Beiträgen, Bilanz ziehend vor dem VII. Parteitag, einen Blick auf die Landwirtschaft zwischen heute und morgen werfen.



DAMIT UNSER WEIZEN BLÜHT

Kurz vor seinem Tode vertraut ein Landmann, so erzählt der französische Dichter Jean de La Fontaine, seinen Kindern ein Geheimnis an: Sein Acker berge einen großen Schatz. An welcher Stelle der Reichtum ruhe, wisse er allerdings nicht. Der Alte rät daher seinen Söhnen: „Stecht um und hackt und grabt und lasset keinen Ort, den ihr durchwühlt nicht fort und fort." Sie taten's, und so kam es, daß ihr Acker „mehr als je zuvor eintrug. Nicht an verborgenem Geld."

Dieser Reichtum steckt auch hierzulande in jedem Ar unserer 6,3 Millionen Hektar landwirtschaftlicher Nutzfläche. Den Fabel-Schatz zu heben – darin besteht das allererste Anliegen unserer Millionen Genossenschaftsbauern und Landarbeiter. Aus diesem Grunde nannte der Staatsratsvorsitzende Walter Ulbricht, als er auf dem IX. Deutschen Bauernkongreß fünf Grundsätze einer modernen Landwirtschaft entwickelte, das systematische Anheben der Bodenfruchtbarkeit an erster Stelle.

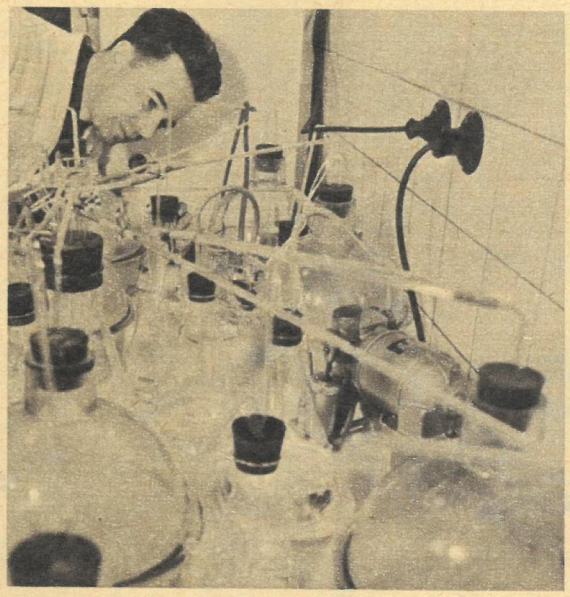
Worum geht es dabei? Die Liebe guter Landwirte gehört seit eh und je dem Boden, ihrem wichtigsten und unersetzbaren Produktionsmittel, das im Gegensatz zu einer Maschine nicht verschleißt, sondern sich, richtig behandelt, fortwährend verbessert. Unsere sozialistischen Landwirtschaftsbetriebe haben hier allerdings eine Erbschaft übernommen, die keineswegs reich machte. Es bedurfte und bedarf großer materieller und finanzieller Aufwendungen, um die Folgen vergangener Jahrzehnte zu überwinden. Zum Nutzen der Bauern, zum Nutzen der Republik. Darauf orientiert auch unsere agrarpolitische Maxime: mehr zu produzieren, besser zu produzieren, billiger zu produzieren. Ihr Dreh- und Angelpunkt sind allemal reichere Ernten.

Erst Stallneubauten,
dann höhere Erträge?
Umgekehrt wird ein Schuh draus.
Am Rande
der Großen Friedländer Wiese,
mit deren Melioration 1958 die Jugend
begann, wird von der
VE Rindermastanstalt Ferdinandshof
der Beweis dafür angetreten.
Nach der Melioration
stiegen die Erträge, die auch
das Geld einbrachten,
um eine stabile Viehwirtschaft
und solche moderne Anlagen wie
diese orientalisch anmutenden Silos
einzurichten.

Steigende Erträge auf den Feldern, Wiesen und Weiden – das heißt ja nicht

Wie reagiert die Pflanze auf Wasser und Nährstoffe? Das wird in der Gefäßstation genau untersucht. Daraus gewinnt man Erkenntnisse, die später im Ackerbau für die Praxis sehr nützlich sind.

Schaumstoffe auf dem Acker? Die Müncheberger erproben zweierlei Schaumstoffe, die krümelig in den Boden eingearbeitet werden: solche, die Wasser festhalten (für Sandböden, rekultivierte Flächen), und andere, die Wasser abstoßen (für schwere Böden).



Im Brutraum des Instituts für Acker- und Pflanzenbau der DA der Landwirtschaftswissenschaften in Müncheberg (Direktor Professor Dr. Rübensam) prüft Dr. Lehfeldt am Respirometer, welche Veränderungen beim Verrotten von Luzernewurzeln im Stickstoffhaushalt auftreten.

Fotos: Raddatz

allein Brot, Kuchen, Kartoffeln, Zucker. Das heißt auch Futter für das Vieh, also Milch, Fleisch und Eier für uns. Und da die wachsende Nachfrage nach hochwertigen Nahrungsmitteln vor allem höhere Viehbestände verlangt, unterstreicht dies nur wiederum die Notwendigkeit, hohe und zugleich stabile Erträge zu erzielen.

All das zwingt die Landwirte, die Fruchtbarkeit ihrer Böden zu steigern, was bei uns einige spezielle Faktoren nur dringlicher erscheinen lassen. Vier seien hier genannt.

Erstens: die große Bevölkerungsdichte. Die Nutzfläche, von der bei uns der statistische Jedermann versorgt werden muß, beträgt 0,37 Hektar (in Westdeutschland 0,27, in Italien 0,44, in der ČSSR 0,52 Hektar) je Kopf. Von einem Schlag so groß wie ein Fußballfeld sind drei Bürger zu ernähren.

Zweitens: das Anwachsen der Bevölkerung. Bei einem jährlichen Plus von etwa 60 000 Bürgern wird unsere Republik 1970 annähernd 17,4 Millionen Einwohner zählen.

Drittens: die steigende Nachfrage, nicht zuletzt infolge zunehmender Kaufkraft. Im letzten Jahrzehnt erhöhte sich der Verbrauch an Fleisch um ein Fünftel, an Butter um ein Drittel, an Eiern um das Doppelte. Während der Konsum von Brot, Kartoffeln und Backwaren langsam sinkt, steigt quantitativ und qualitativ der Bedarf an Milcherzeugnissen sowie bestimmten Fleischarten.

Viertens: die Abnahme unserer Nutzfläche. Sie verringert sich jährlich um rund 10 000 Hektar. Innerhalb der letzten fünfzehn Jahre verschwand, zusammengerechnet, eine Nutzfläche von der Größe des Bezirkes Suhl. Eine Ursache: Wir haben manches auf der grünen Wiese errichten müssen. Überseehafen Rostock, Leuna II, Hoyerswerda.

Fortsetzung Seite 23

Infolge Bodenverdichtungen (gleichbleibende, zu flache Pflugtiefe) vermag sich die Zuckerrübe nicht richtig zu entwickeln (links). Das wirkt sich natürlich im Ertrag aus. Solche Untersuchungen stellt man in Müncheberg mit Hilfe von Bodenlackfilmen an, deren zwei Dr. habil. Kullmann in den Händen hält.

„Wissen Sie, bei uns in Skandinavien haben die Skier solche Bedeutung wie bei Ihnen in Mitteleuropa etwa die Fahrräder ..." Schwedens „Skikönig" Sixten Jernberg schmunzelte, als er einem Reporter so die Popularität des Skisports in seinem Lande charakterisierte. In weiten Teilen Finnlands, Norwegens und Schwedens laufen die Kinder auf Skiern zur Schule, und bei Skiwettkämpfen strömen die Zuschauer zu Tausenden in die Skistadien, die meisten ebenfalls auf ihren Brettern. Es wurde berichtet, Olympiasieger Eero Mäntyranta, der Held von Innsbruck, habe schon als Kind bei seinem Schulweg jährlich etwa 2500 Kilometer auf Skiern zurückgelegt. Aber damit nicht genug: An den Nachmittagen pflegte Eero mit seinen Freunden Hasen zu jagen. Auf Schneeschuhen liefen die Jungen so lange hinter den Hasen her, bis sie die erschöpften Tiere mit der Hand greifen konnten ...

Wolfgang Stöhr

SPUR FREI

Joachim Riedel

Ralph Pöhland

DEM NACH-WUCHS

Für einen Skisportler unserer Breitengrade ist es gewiß nicht leicht, in die Phalanx der nordischen Ski-Asse einzubrechen. Um so größeres Aufsehen erregt der, dem dies gelingt. Denn möglich ist es schon. Die sowjetischen Langläuferinnen und -läufer bewiesen es immer wieder. Der Hinterzartener Postbote Georg Thoma, Olympiasieger 1960 in der Nordischen Kombination, war bei weitem nicht der erste Mitteleuropäer, dem in dieser Disziplin ein großer Triumph über die Nordländer glückte. In letzter Zeit gelang den Italienern im Langlauf der Anschluß an die Weltspitze. Im Skispringen schließlich wurde durch Helmut Recknagel die Vorherrschaft der Skandinavier auf den Schanzen der Welt für Jahre unterbrochen. Harry Glaß, Helmut Recknagel, Werner Lesser, Dieter Neuendorf, Peter Lesser und Veit Kührt schrieben glanzvolle Seiten in die Chronik des DDR-Skisports. Binnen weniger Jahre sicherten sie sich einen festen Platz in der Weltelite. Viel langsamer dagegen vollzog sich die Entwicklung im Langlauf und in der Nordischen Kombination. Hier laufen wir seit Jahr und Tag den Weltmeistern und Olympiasiegern hinterher, trotz aller Anstrengungen nicht um Sekunden, sondern um viele Minuten geschlagen. Unsere Altmeister Kuno Werner, Herbert Friedel, Werner Moring, Rudolf Dannhauer, Herbert Leonhardt und wie sie alle heißen geben heute als Trainer ihre Erfahrungen der Jugend weiter. Ob wir einmal auch im Skilanglauf den Gipfel erreichen werden, der Weltklasse heißt? Beim 50-Kilometer-Langlauf der letzten Weltmeisterschaft wurde Gerhard Grimmer vom ASK Oberhof Neunter. Eine achtunggebietende Leistung, ein Hoffnungsschimmer. Der Norweger Gjermund Eggen aber, der in diesem Rennen Weltmeister wurde, lief 6 Minuten schneller! Der Weg zur Medaille ist noch weit.

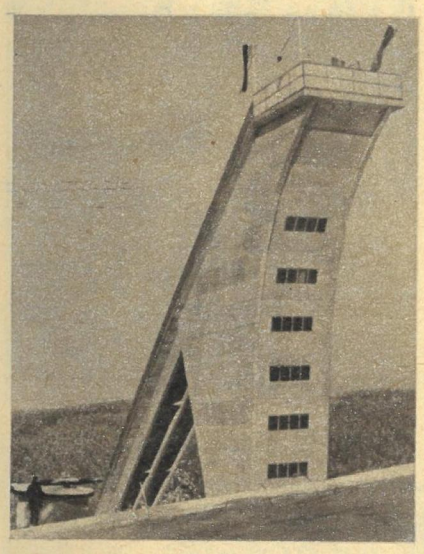
Ein junger Mann aus Klingenthal, Ralph Pöhland, krönte seinen raschen Aufstieg in die Spitzenklasse der Nordisch-Kombinierten mit einem 4. Platz in Oslo. WM-Vierter und noch Junior! Das ist es, was zur Hoffnung berechtigt! Und ein ganzes Rudel talentierter, tatendurstiger Burschen, die sich bei den Spartakiade- und FDJ-Pokalkämpfen ihre ersten Sporen verdienten, eifert diesem Vorbild nach: Ingo Scheibenhof, Günter Warg, Rainer Ziron, Roland Lerchner, Gerd Lemke, Bernd Schubert und andere.

Die Skispringer besiegten den kurzen Winter in unserem Lande. Unseren Alpinen half unbeugsamer Wille, die Berge zu ersetzen. Sie machten Schlagzeilen in Österreichs Sportpresse, weil ihr Trainingsgelände, der Fichtelberg, ein harmloser Hügel ist gegen die Abfahrtpisten, in die sich Eberhard Riedel und seine Kameraden stürzen müssen, wenn sie gegen die Elite der Alpenländer antreten. Als Ebs Riedel 1961 in Adelboden den Riesenslalom gewann, kam der geschlagene Olympiasieger Roger Staub (Schweiz), um zu gratulieren. Jahre zuvor hatte jemand in der Gaststätte „Friedenswacht" in Oberwiesenthal gemeint, es habe gar keinen Sinn, im Mittelgebirge alpinen Sport zu fördern. Eberhard hatte es mit gehört. „Ich wollte es ihnen beweisen . . .", meinte er. Von der gleichen Besessenheit war Harry Glaß erfüllt, als er sich für die Olympischen Spiele in Cortina d'Ampezzo rüstete. Unermüdlich trug er im Training seine Skier auf den Anlaufturm der Schanze. Eine Bronzemedaille, die erste olympische Medaille für die DDR, war der Lohn. Zwei Jahre zuvor war Harry als 64. unter 69 Teilnehmern von der Weltmeisterschaft aus Falun heimgekehrt . . .

Noch ehe der erste Schnee in diesem Winter fiel, traf sich die Elite des DDR-Skisports in Oberhof – in „Schlips und Kragen" und ohne Skier. Einige vertraute Gesichter fehlten. Elfriede Spiegelhauer zog sich nach fünfzehnjähriger Laufbahn vom aktiven Sport zurück. Dreimal hat sie an Olympischen Spielen teilgenommen. Auch die Nordisch-Kombinierten Günter Flauger, Rainer Dietel und Jürgen Meinel, die Springer Dieter Bokeloh und Alfred Lesser, die Langläufer Helmut Weidlich und Enno Röder haben dem Nachwuchs Platz gemacht. Die Jungen sollen sich bewähren – die Läuferinnen Anni Unger und Christel Trommer, die Skispringer Christoph Rölz, Wolfgang Stöhr, Heinz Schmidt, die Nordisch-Kombinierten Karl-Heinz Luck, Andreas Kunz, die beiden Leonhards und viele andere. Zum ersten Mal steht Joachim Riedel neben seinem großen Bruder in der alpinen A-Mannschaft. „Spur frei dem Nachwuchs!" ist die Devise – ohne daß den Jungen der Platz in der Auswahl geschenkt wird.

„Die Jungen haben's in vieler Hinsicht leichter als wir vor zehn Jahren", sagte Harry Glaß einmal. „Talente werden systematischer entdeckt, gefördert, von den besten Trainern betreut. Aber eines müssen sie schon selbst aufbringen, wie jeder, der im Sport Höchstleistungen erreichen will: den Willen zu hartem Training, den Mut, sich selbst zu besiegen!"

Bildbericht von Karl-Heinz Friedrich



**Furchteinflößend:
der Anlaufturm
der „Schanze am Rennsteig",
der größten Sprungschanze der DDR.**

Sie träumen von den Olympischen Spielen 1976: zehnjährige Steppkes aus Klingenthal nach ihrem ersten Wettkampf.

Richtiges Wachsen will gelernt sein, das weiß auch Christine Machaceck, ein Langlauftalent aus Oberwiesenthal.

Chow-Chow-Show

Wissen Sie, was ein Chow-Chow ist? Richtig, so ein Hund mit . . . Aber nicht von Chow-Chows soll in unserem kleinen Beitrag die Rede sein, wenn auch die Überschrift eine solche Vermutung zulassen würde. Hier geht es einfach um Hunde, genauer gesagt um seltene Kleinhundrassen und rauhhaarige Terrier. Ende vergangenen Jahres wählte eine Jury in Berlin unter 90 der schönsten und wertvollsten dieser Vierbeiner den „DDR-Sieger" und den „Jugendbesten". Aus allen Winkeln unserer Republik waren Hundezüchter in die Hauptstadt gekommen, um den gestrengen Jurymitgliedern und den interessierten Zuschauern ihre langhaarigen

und gerunzelten, schwarzen und weißen Lieblinge vorzuführen. Das ging natürlich nicht ohne Lampenfieber ab, allerdings nur bei Frauchen und Herrchen, denn für die meisten der schönen Vierbeiner war die Demonstration ihrer Figur, ihres Ganges, ihrer Ohren- und Rutenhaltung längst nichts Neues mehr. Sie belegten bereits auf den verschiedensten internationalen Ausstellungen vordere Plätze.

Außerdem verpflichten lange, mit vielen wohltönenden Namen verzierte Stammbäume die Malteser, Möpse oder Schottenterrier dazu, eine würdevolle Haltung zu bewahren. Während das Ursprungsland aller Terrier England ist, wo sie vor

allem zur Jagd gezüchtet wurden, können die kleinen Peking-Palast-Hunde oder Löwenhündchen sogar für sich ins Feld führen, daß sie vor Zeiten in China als „heilig" verehrt wurden.

Aber die Geschichte der Vorfahren spielte bei der Berliner Hundeschönheitskonkurrenz nur noch eine untergeordnete Rolle. Nach dem Aussehen wurde geurteilt. Darum kamen kurz vor dem Auftritt schnell noch einmal der Kamm oder die Bürste zu ihrem Recht, und dann ging es mit einem „Ohrensteifhalten" über den Laufsteg. Und als Siegerpreis lockte unter anderem ein besonders großer Hundekuchen. Bildbericht von Heinz Klann

verkehrs-mosaik

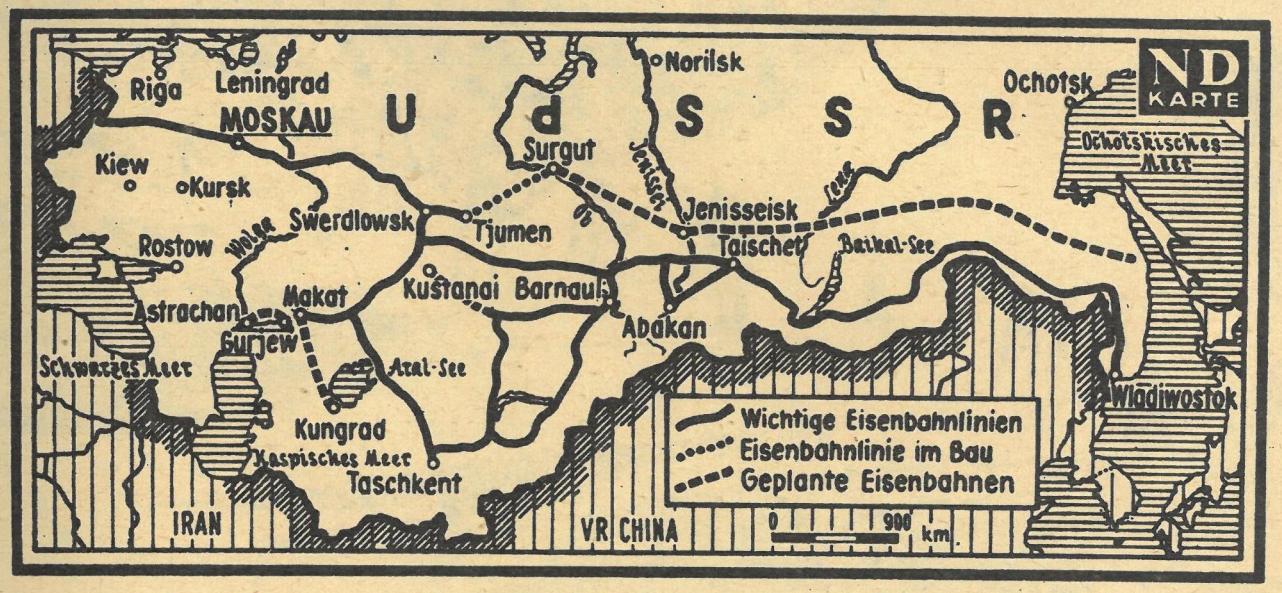
Eine Schwester für die Transsib

Das Wunderland unserer Tage heißt Sibirien. Man vermutete und kennt auch schon lange die reichen Bodenschätze in diesem Gebiet. Doch das zaristische Rußland erwies sich als unfähig zum Erschließen dieser Schatzkammer, und die junge Sowjetmacht hatte – zunächst – andere Aufgaben zu lösen, unter anderem die Elektrifizierung und geologische Untersuchungen. Was diese systematische Bodenerkundung durch die Sowjetwissenschaft ergab, überstieg dann allerdings die Erwartungen um ein Vielfaches. Außer dem unermeßlichen Holzreichtum Sibiriens ist der Boden gespickt mit Gold-, Diamanten-, Steinkohlen-, Braunkohlen-, Eisenerz-, Erdgas- und Erdöllagerstätten. Die erkundeten Gas- und Ölmengen beispielsweise übertreffen die größten bisher bekannten Vorkommen der Welt. Kohle und Erz können äußerst rationell im Tagebau gewonnen werden.

Natürlich verlangen Bodenschätze von solcher Bedeutung Beförderungsmöglichkeiten. Ohne sie wären der Aufschluß von Gruben, die Errichtung von Gold- und Diamantenwäschen oder von Bohrtürmen sinnlos. Die planmäßige, sehr weit vorausschauende sowjetische Verkehrspolitik mißt deshalb dem Bau von Strecken, die ökonomisch wichtige Gebiete berühren, besondere Bedeutung bei. Das größte und interessanteste Projekt auf diesem Sektor des Verkehrswesens ist der schon begonnene Bau der Transsib II. Die, man kann jetzt schon fast sagen alte, Transsib – mit ihren gigantischen Ausmaßen ohnehin die längste elektrifizierte Eisenbahnlinie der Welt – ist in ihrer Aufnahmefähigkeit selbstverständlich begrenzt. Nun könnte man sicher den einen oder anderen Fundort in Sibirien mit Stichbahnen erreichen. Aber in der Sowjetunion gibt man sich mit Halbheiten bekanntlich nicht zufrieden. Die einzige Lösung bietet die Transsib II, deren Bauzeit auf maximal 20 Jahre veranschlagt wurde.

Die Trasse dieser neuen Transsibirischen Eisenbahn verläuft etwa 500 Kilometer nördlich der älteren Schwester, ist 7000 Kilometer lang, beginnt hinter dem Uralgebirge in Tjumen und endet bei Sowjetskaja Gawan am Ausgang des Tatarensundes (Japanisches Meer). Die ersten 700 Streckenkilometer zwischen Tjumen und Surgut am Ob sind bereits in Angriff genommen.

Sehr wahrscheinlich werden die beiden Transsib-Bahnen bei Strelka-Krasnojarsk und bei Komsomolsk-Chabarowsk, wo sie sich im Zuge einer günstigeren Streckenführung beträchtlich nähern, zweimal miteinander verbunden. Eine weitere Zweigbahn dürfte – wenn vielleicht auch erst gegen Abschluß der Bauarbeiten – von Komsomolsk aus zur engsten Stelle des Tatarensundes südlich der Amurmündung führen, wo sowjetische Ingenieure ein weiteres interessantes Projekt ins Auge gefaßt haben, über das zb unter dem Titel „Ofen im Tatarensund" in Kürze berichten wird. **E. K.**



Unvorstellbare Schwierigkeiten stellten sich den Erbauern der Transsib II entgegen. Allein die Überquerungen von Ob, Jenissei, Angara (Foto), Lena und Amur werden technische Meisterleistungen erfordern.

◀ **Streckenführung der Transsib II.**

Zahlen und Fakten über das sowjetische Eisenbahnwesen

Streckenlänge insgesamt rund (2. Stelle in der Welt)	200 000 km
davon elektrifiziert	25 000 km
darunter die Strecken Moskau–Baikalsee	5 500 km
Leningrad–Leninabad	3 400 km
Jährliches Wachstum der Elektrifizierung	2 000 km
Leistungen der russischen Eisenbahnen 1913	
Passagiere	250 Mill.
Güter	160 Mill. t
Leistungen der sowjetischen Eisenbahnen 1965	
Passagiere	2 300 Mill.
Güter	1 900 Mill. t
Wichtige Eisenbahnneubauten im neuen Planjahrfünft	
Kungrat (Aralsee)–Makat (Kaspisee)	
Gurjew–Astrachan (Kaspisee)	
Barnaul–Kustanai	
Zweiter Moskauer Ring	
Gesamtlänge der Neubauten zwischen 1965 und 1970	7 000 km
Längster Eisenbahnbrückenneubau bis 1970,	
Obbrücke bei Surgut	3 500 m
Anteil der Eisenbahn an der Personen- und Güterbeförderung der Sowjetunion	70 %
Anteil der UdSSR an allen in der Welt mit der Eisenbahn beförderten Gütern rund	40 %

Fotos: Friedemann, Reppe;
Karte: ND

Bratislava–Mittelmeer unterirdisch in zwei Stunden

Im Tunnel zur Adria

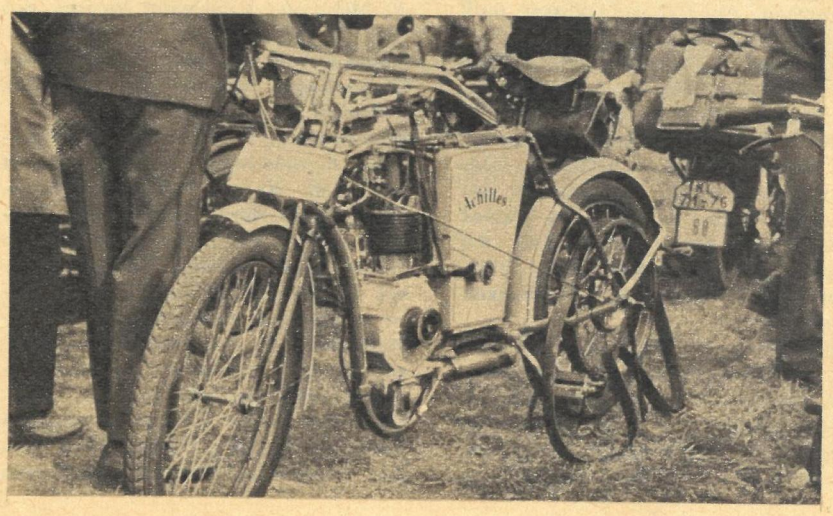
Ein recht interessantes Eisenbahnprojekt unterbreitete auch der tschechoslowakische Architekt Dr. Karel Zlabek der Öffentlichkeit. Er schlägt vor, einen etwa 330 Kilometer langen Tunnel zwischen Bratislava und der jugoslawischen Adriaküste zu bauen. Dr. Zlabek nennt als Notwendigkeit für diesen gigantischen, alles bisher Dagewesene übertreffenden unterirdischen Bau vornehmlich drei Gründe: Überwindung der speziell im Winter auftretenden Verkehrsschwierigkeiten der Länder ČSSR, Österreich, Ungarn und Jugoslawien; Verkürzung des Transportweges aller auf dem Seeweg herangeschafften Güter (die ČSSR verfügt über eine eigne Handelsflotte, die dann an der Adriaküste stationiert werden könnte) und drittens eine ganz enorme Verkürzung der Reisezeiten insgesamt.

Dr. Zlabek hält Geschwindigkeiten im Tunnel von rund 200 Stundenkilometern für durchaus möglich. Das bedeute eine Reisezeit von noch nicht einmal zwei Stunden zwischen Bratislava und der Adria. Außerdem kann man diese Tunnelstrecke mit speziellen Güterwagen befahren, die direkt aufs Schiff verladen werden könnten.

Technisch ist dieses Problem heute durchaus schon zu lösen. Natürlich stellt es hohe Forderungen an die Ausführenden und macht für jetzige Begriffe riesige materielle Aufwendungen notwendig. Ein vorläufiger Kostenanschlag nennt eine Bausumme von zwei Milliarden Dollar.

Ahnengalerie

Diese „Achilles" von 1903, hergestellt in Oberpolitz (Böhmen), wird durch einen stehenden Einzylindermotor angetrieben, der 1,5 PS abgibt. Ausgerüstet mit Oberflächenvergaser und Magnetzündung. Kraftübertragung durch Flachriemen.



Wasser
wie das tägliche Brot?

Fehlendes Wasser läßt ehemals fruchtbares Land zu Wüsten verdorren. Durstige Karawanen betrachten den laufenden Wasserhahn vielleicht als höchste Errungenschaft der Zivilisation. Mit diesem Aspekt ist vieles angedeutet. Wasser und Zivilisation sind untrennbare Begriffe.
Die thematisch bedingte Gretchenfrage lautet: Mensch, wie hältst du's mit dem Wasser?

Viele Menschen akzeptieren das Wasser nur, wenn sie im Meer schwimmen oder in der heimischen Badewanne plantschen. Aber sonst? Wasser pur? Niemals! Wir trinken Kaffee und Tee, Bier, Wein und Fruchtsäfte. Doch welche Illusion. In Wirklichkeit genießen wir das geschmähte Wasser nur in anderer Form. Bei Kaffee und Tee ist die Beziehung klar, die Qualität des Gerstensaftes hängt vom Zustand des Wassers ab, das Bouquet des Weines letztlich von der Beschaffenheit der Trauben und diese endlich davon, ob die Rebstockwurzeln genügend Feuchtigkeit saugen konnten.

Ohne Wasser ist kein Leben möglich. Für die Inganghaltung des Stoffwechsels benötigt unser Organismus täglich 2,6 Liter Wasser. Der größte Wasserverbraucher ist allerdings die Land- und Forstwirtschaft. In der Vegetationsperiode trinkt eine einzige Maispflanze 200 Liter, eine Buche 9000 Liter. Durch die Pflanzendecke verdunsten jährlich 30 Milliarden Kubikmeter Wasser, das sind 50 Prozent des Niederschlages. Heute rechnet man mit einem täglichen Wasserbedarf von 60 Litern je Stück Großvieh.

Wasser tritt in der menschlichen Gesellschaft in vielfältiger Gestalt auf. Es ist Naturstoff, Konsumtions- beziehungsweise Lebensmittel (Trinkwasser), Rohstoff, Grund- (Getränke-Industrie) und Hilfsmaterial (Kühlung, Reinigung) sowie Arbeitsmittel. Allein die Substantivverschiebungen Wasserindustrie – Industriewasser, Produktionswasser – Wasserproduktion deuten die Schlüsselposition des H_2O-Moleküls an.

Über das nasse Element entstanden Romane, Gedichte, Dramen und Lieder. Weniger poetisch beschäftigt sich damit die Wasserwirtschaft. Ihre Aufgaben heißen: Wasserversorgung, Abwasserableitung und -behandlung, Hochwasserschutz, Entwässerung, Regelung der Fahrwasserstände für die Binnenschiffahrt. Der Begriff Wasserwirtschaft ist nur als Synthese zwischen Technik und Ökonomie richtig zu verstehen. Dabei ist die Berücksichtigung der gesellschaftlichen Verhältnisse besonders wichtig, da ökonomische Grundlagen und Wirkungsweise der Wasserwirtschaft im Sozialismus ganz andere als im Kapitalismus sind. Für die Entwicklung einer modernen Wasserwirtschaft gelten Industrialisierung, Bevölkerungszunahme, kulturelles Niveau und Nahrungsmittelbedarf als treibende Faktoren.

Im kaiserlichen Deutschland begann die industrielle Umwälzung mit den Gründerjahren. Auch nach Überwindung der Folgen des ersten Weltkrieges kletterte die Wachstumsrate. Heute hat sich in der DDR gegenüber 1936 die Industrieproduktion verdreifacht, wobei besonders wasserintensive Zweige (Chemie) einen starken Aufschwung erfuhren. Während 1871 64 Prozent der Einwohner auf dem Lande in Gemeinden mit bis 2000 Einwohnern lebten, betrug die Zahl 1910 noch 40 und gegenwärtig nur 28,5 Prozent. Die unterschiedliche Besiedlungsdichte, die auf die typische ungleichmäßige kapitalistische Verteilung der Produktivkräfte hinweist, stellt zur Zeit unsere Wasserwirtschaft vor große Probleme. Während in Mecklenburg rund 81 Einwohner auf dem Quadratkilometer leben, sind es in Sachsen 319.

Die ersten Schöpfstellen menschlicher Siedlungen waren Gewässer, Quellen oder künstlich hergestellte Wasserlöcher.

Schon die jüngere Steinzeit kannte in Felsen gehauene Brunnen. Bereits um 4000 v. u. Z. entstanden in den Tälern des Hwangho, des Indus und des Nils Wasserbauanlagen. Die Wasserleitung von Karthago war 124 Kilometer lang, führte über Viadukte und brachte 370 Liter je Sekunde. Die hellenistische Zeit kannte Druckrohrleitungen aus durchbohrten Steinen oder Kupferrohren. Eine gemeinsame Wasserversorgung war im Altertum in den Teilen Deutschlands vorhanden, wo sich römische Niederlassungen zu Städten entwickelten (Mainz, Köln, Trier: 100 v. u. Z. bis 300 u. Z.). Aus Flüssen und Seen wurde das Wasser meist ungereinigt entnommen. (Epidemien des Mittelalters.)

Die Reinigung geschieht gegenwärtig vorwiegend durch Feinsandfilter. Auch Ozon, eine besondere Form des Sauerstoffes, tötet die im Trinkwasser vorhandenen Bakterien. Demselben Zweck dient Chlor. Viele Wasserwerke saugen mit Pumpen Grundwasser. Entscheidende Bedeutung erlangte diese Methode, als es gelang, Wasser auf einfache Art von Eisen zu befreien. (Bei Zuführung von Luft entstehen durch Filtration zu entfernende unlösliche Eisensalze.) Quellwasser, also über Tage tretendes Grundwasser, wird am Berghang in einer Brunnenstube erfaßt. Mit natürlichem Gefälle fließt es den Haushalten zu.

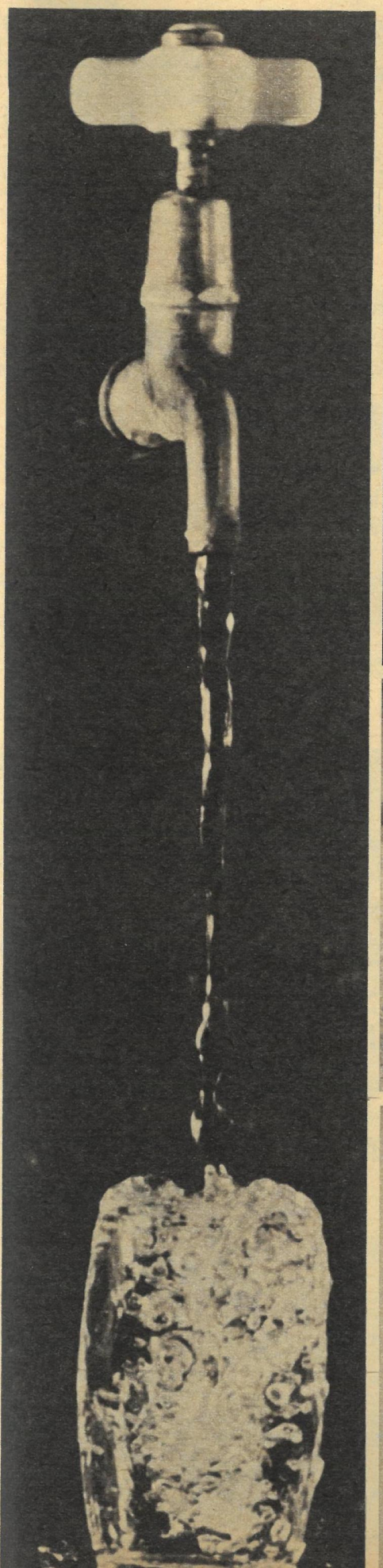
Von allen Industriestaaten der Welt hat die DDR den angespanntesten Wasserhaushalt. Auf die Einwohnerzahl bezogen steht der geringste Wasserabfluß zur Verfügung, der Nutzungsfaktor ist der höchste der Welt und beträgt das Hundertfache des Durchschnitts. Die Bilanzierung ist schwierig und nur durch Speicherwirtschaft günstig zu halten. Bis 1963 wurde ein Speicherraum von 860 Millionen Kubikmetern geschaffen (1945: 550 Millionen Kubikmeter). Bis 1970 steigt er um 175 Millionen Kubikmeter. Nach 1980 ist ein weiterer Zuwachs von 850 Millionen Kubikmetern geplant, so daß der Speicherraum zur Jahrtausendwende 2 Milliarden Kubikmeter erreichen dürfte. Zählt man alle Möglichkeiten (Flachland-Kleinspeicher, Seeaufhöhung), werden wahrscheinlich 3 Milliarden Kubikmeter möglich. Dabei sind Bedingungen zu schaffen, die den Betrieb der Speicheranlagen unter Anwendung ferngesteuerter Meß- und Regeltechnik gestatten.

Sehr unterschiedlich sind die Kosten. Bei der Bleilochtalsperre wird ein Stauraum von 215 Millionen Kubikmetern durch eine Betonmasse von 180 000 Kubikmetern erreicht. Bei der Talsperre Stollberg 1,2 Millionen Kubikmeter Stauraum durch eine Erdmasse von 202 000 Kubikmetern. Das ergibt eine Speicherkennziffer von 1162 : 6. Dennoch war Stollberg aus ökonomischen Gründen nötig.

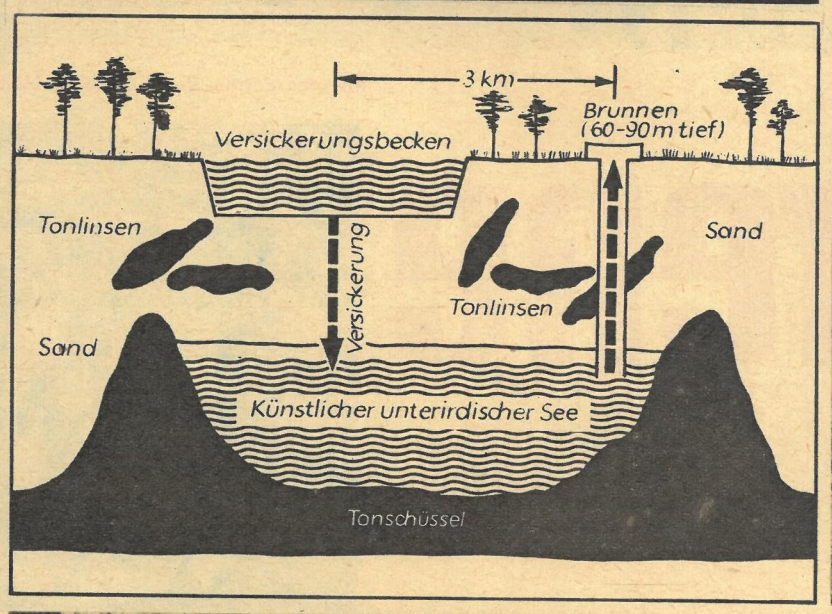
Der Gesamtverbrauch des mitteldeutschen Industriereviers wird bis 1975 auf 7,3 Millionen Kubikmeter am Tag anwachsen, das ergibt 2,7 Milliarden Kubikmeter im Jahr. Dieses immense Bedürfnis wird durch die „Mitteldeutsche Verbundwasserversorgung" befriedigt, ein Projekt, das zu den umfassendsten der Welt gehört. Grundwasser aus der Elbaue, aus der Letzlinger Heide, die Rapp-Bode-Sperren, die Saale-Wasserüberleitung in den Mansfelder Raum und die Mulde-Wasserüberleitung in den Bornaer Raum stillen den Durst.

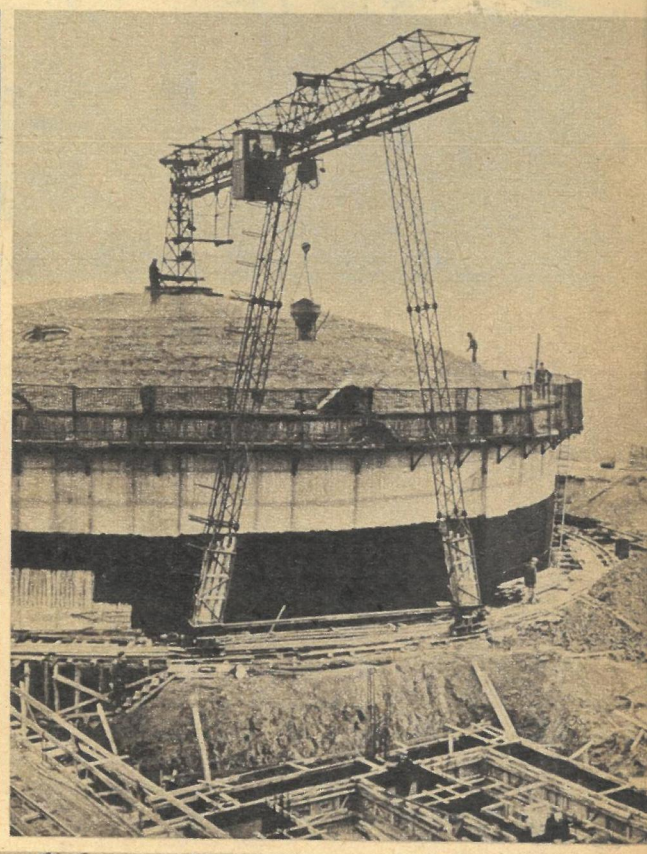
Nachdem die Wasserwirtschaft den millionenfachen Ruf nach dem unersetzlichen Naß befriedigt, kommen die Abwässer wie ein Bumerang zurück.

Bitte weiter auf Seite 17

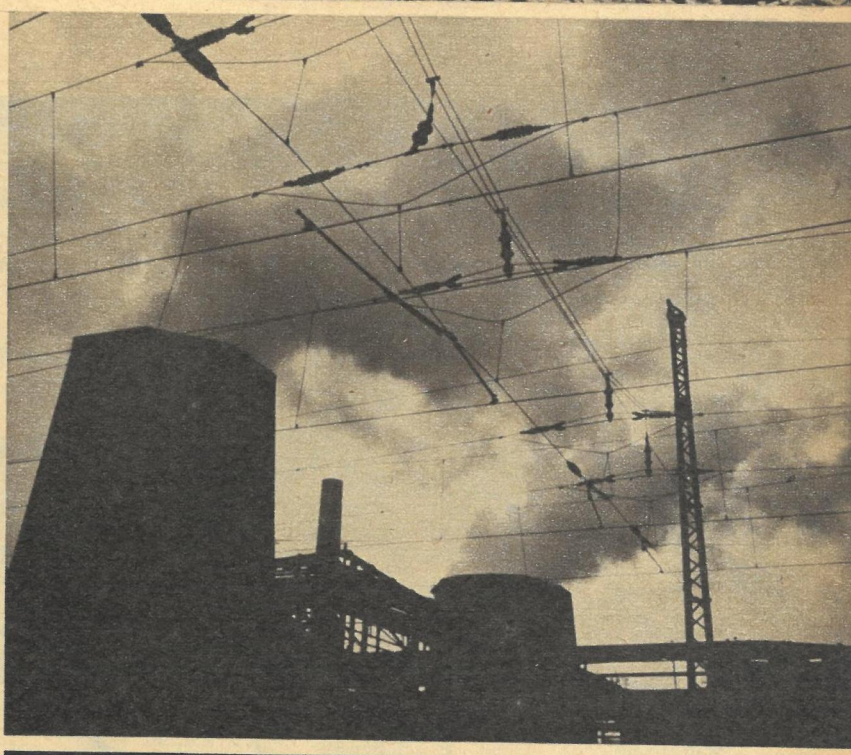


Ein interessantes Objekt ist die unterirdische Talsperre in der Letzlinger Heide bei Magdeburg. Neben dem natürlichen guten Grundwasser wird ein Teil der Ohre – eines ungenutzt zur Elbe abfließenden Flusses – in die Heide geleitet, wo es versickert. Später hochgepumpt, sammeln Hochbehälter (rechts) das aufbereitete Trinkwasser für Magdeburg.



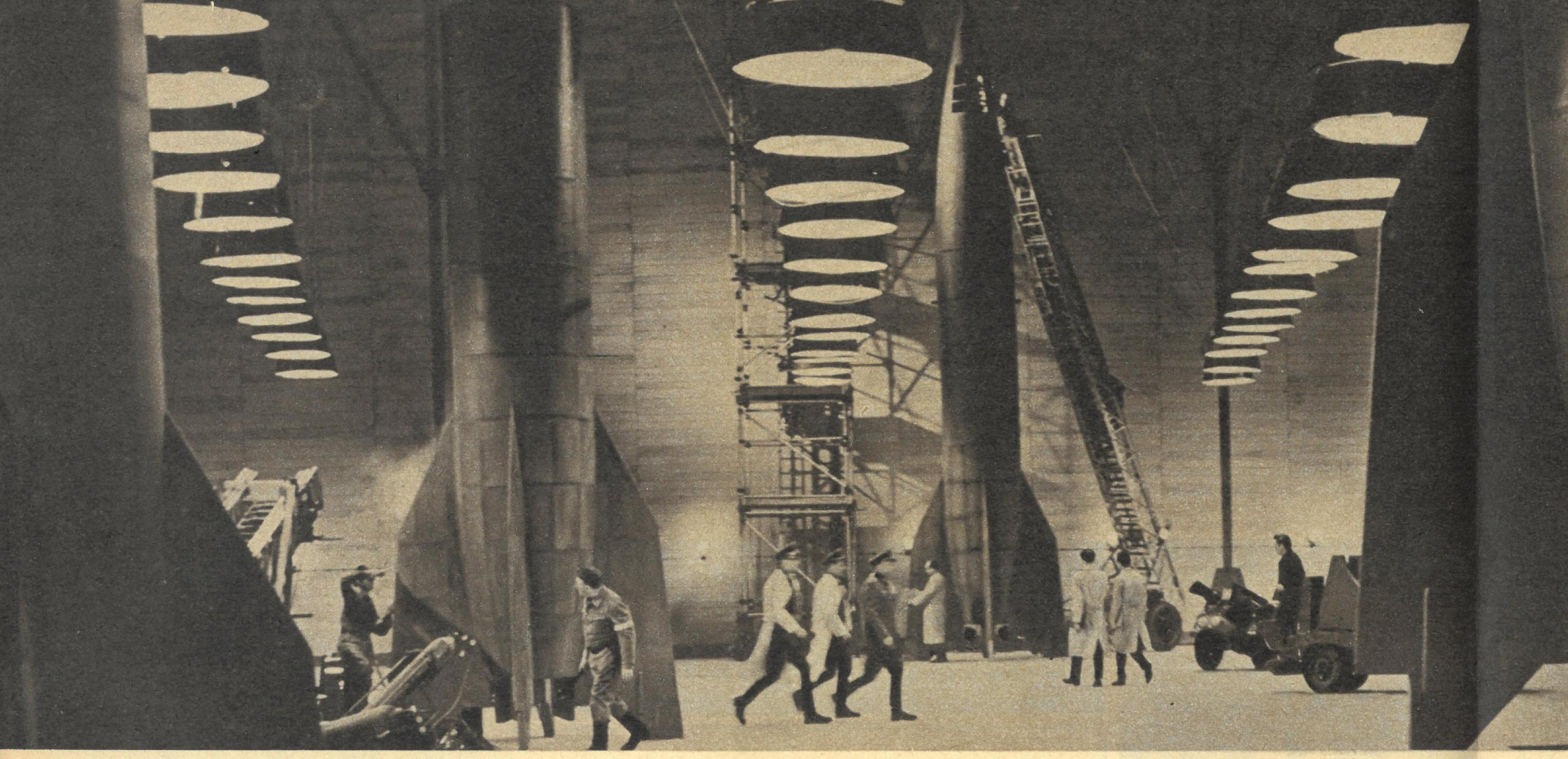


In der rechten Flasche ungereinigtes Wasser des Kombinates Espenhain, daneben „gewaschenes" Wasser aus dem Röthaer Stausee. Unsere Flüsse (links: Pleiße) nehmen jährlich 4 Milliarden m^3 Abwasser auf, davon kommen $^8/_9$ aus der Industrie.



Der Wasserkonsum der Industrie ist gewaltig. Das Kraftwerk Elbe braucht täglich 1,2 Millionen Kubikmeter als Kühlwasser, die Leuna-Werke 740 000 Kubikmeter, wobei das Wasser mehrfach genutzt wird, um den Bedarf zu decken. Für je eine Tonne Steinkohle werden 12 Tonnen Wasser benötigt, für Roheisen 24 Tonnen, Schwefelsäure braucht 50 Tonnen, Phosphor 730, Zelluloid 380, Kunstseide 950, Zellwolle 550, Perlonfaser 900, Guß- und Schmiedestücke 12, Zellstoff 290, Papier 150, Kalirohsalze und Kalierzeugnisse 23, Stahl 10, Kohlensäure 127, Fettsäure 90, Benzin 34, Wolle gewaschen 56, Schlachtvieh 14 und Zucker je Tonne 50 Tonnen Wasser.

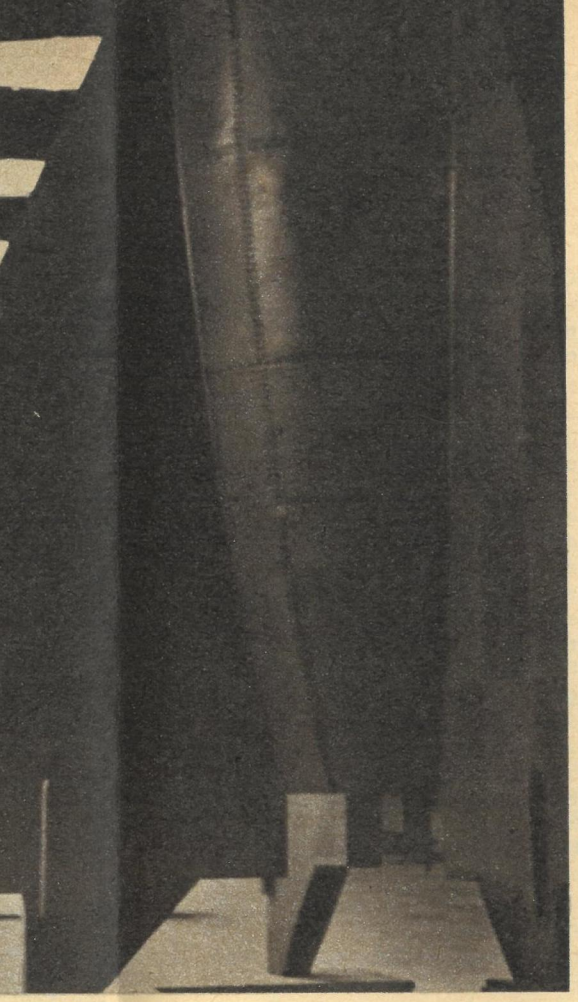
Text: Wolfgang Winkler / Fotos: zb, Buschmann, Ackermann / Grafik: Schmidt



Raketenzentrum Peenemünde – Handlungsort des neuen zweiteiligen Filmes von Janos Veiczi.

Gefrorene Blitze

Dr. Grunwald (Alfred Müller) wollte Raketen zum Mond schicken – er schließt sich den Widers



lmes von Janos Veiczi.

schließt sich den Widerstandskämpfern an.

Heute wimmelt es in unserer Welt von „gefrorenen Blitzen". Fast jede Armee besitzt sie in verschiedenen Ausfertigungen: Boden-Luft-, Luft-Boden-Raketen, ballistische, Kurz-, Mittel- und Langstreckenraketen, interkontinentale und sogar Antiraketen-Raketen zieren das runzelige Antlitz dieses klein gewordenen Planeten. Immer neue technische Raffinessen verschlimmbessern die errechnete Wirkung der Teufelsmaschinen. Bedeutet das, daß die Geburtsstunde der „gefrorenen Blitze" bereits unaktuell geworden ist? Im Gegenteil. Zuerst einmal war nötig, wahrheitsgetreu die Geschichte über Entstehen und Vergehen der V 1 und V 2 nachzuzeichnen. Sie ist von explosiver Dramatik, auch auf menschlicher Ebene. Diese Aufgabe hat der Film erfüllt. Zum zweiten mußte – und muß gerade heute wieder – die Gültigkeit eines oft zitierten Satzes bewiesen werden. Der Satz lautet: „Sie sind sich selber treu geblieben." Treu ihrem humanistischen Ideal blieben sich die zahllosen namenlosen unterirdischen Kämpfer des Widerstandes – treu bis in den Tod an Himmlers Galgen: Deutsche, Polen, Franzosen, Russen . . .

Und treu seinem Wesen als intellektueller Landsknecht der jeweiligen Welteroberer blieb und bleibt auch der Raketenbaron. Gestern V-Waffen für Hitler – heute atomgespickte Raketen für Johnson. Dort die nie endende, unzerstörbare internationale Solidarität der Illegalen und Partisanen aller Länder, aller Rassen und Religionen gegen den Feind der Menschen. Hier der zynisch kalt zielende Massenmörder im Sold der Milliardäre, dem Vaterländer und Ideologien Zahlen auf seinem Reißbrett sind.

Und schließlich galt es Irrweg und Weg jener sichtbar zu machen, die nie aufgehört hatten, an den Menschen zu glauben. Jener, die hofften und träumten, aber die Gesetze, denen sie und die Gesellschaft, in der sie lebten, unterworfen waren, mißachteten oder nicht kannten. Grunwald, der Nur-Wissenschaftler, hofft auf Raumflug und Landung auf dem Mond. Der Raketenbaron zwingt ihn, Mordwaffen zur Vernichtung von Völkern zu konstruieren. Aber Grunwald gibt seinen Glauben nicht auf. Er lernt und begreift Zusammenhänge. Schließlich findet er Zugang zum Kreis der verschworenen Namenlosen, die ihr Leben in die Waagschale werfen, damit eines Tages sei, woran er glaubt.

Es war Zeit, daß dieser Film gedreht wurde. Und es ist kein Zufall, daß er in den Studios der Deutschen Demokratischen Republik entstand. Viel Leichtfertiges, viel Krimiflitter-Verzerrtes hat die Leinwand über sich ergehen lassen müssen. Viel Geld haben westliche Sensationsproduzenten an knallheißen Spionagekolportagen verdient. Fast immer wurde dabei die historische und immer die soziale Wahrheit geopfert. Hier ist ein wahrer Film, so heiß, so erregend wie die Wahrheit selbst!

Mir war es vergönnt, in jenen harten Jahren des zweiten Weltkrieges der französischen Widerstandsbewegung anzugehören (weshalb mir die Rolle des Professors Delattré in Veiczis Film nie fremd war).

Ich hatte aber nie begriffen, weshalb wir zusahen, wie das gewaltige Gemeinschaftswerk der Illegalen von Ahnungslosen, von Fälschern, Halbinformierten und von Geschäftsleuten zu fotografierten Spionagestorys, bestenfalls zu tragischen Einzelgängerepisoden herabgewürdigt wurde. Hier, in diesem zweiteiligen Filmwerk, wird endlich bewiesen: Alle Abwehrbüros waren nichts ohne das tausendfache Heldentum derer, die wußten, wogegen sie kämpften und wofür.

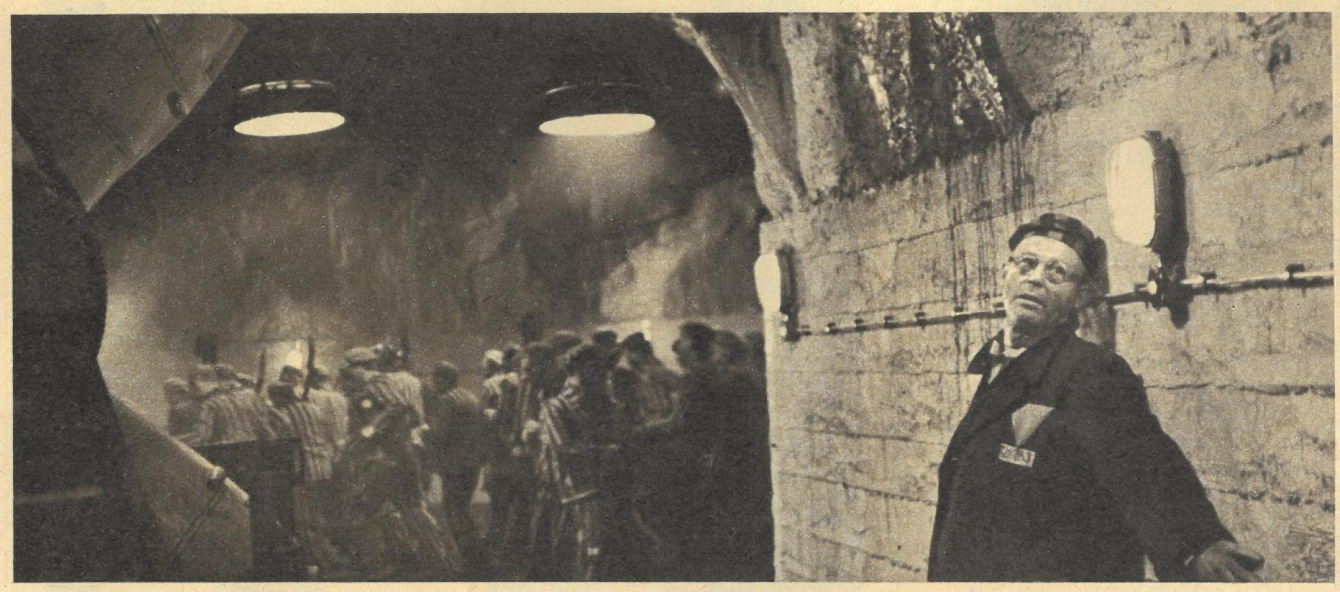
Und wenn sich zahllose Engländer heute noch ihres Lebens erfreuen, sie verdanken es nicht ihren „Intelligence-Büros", sondern dem Todesmut der Illegalen und Partisanen, die in Peenemünde und im Dora-Stollen des Harzes Hitlers Wunderwaffen sabotierten, so zurichteten, daß fünfzig Prozent davon vor dem Ziel explodierten, vom Ziel abwichen oder verlorengingen.

Und wenn – auch das beweist dieser DEFA-Film – hunderte Millionen Menschen heute unter dem Damoklesschwert eines atomaren Raketengemetzels leben, verdanken sie das den Raketenbaronen vom Hakenkreuz, die nur den Boß wechselten und weitermachten. Weitermachten, wozu Hitler und Himmler sie angeheuert hatten: den Globus in Todeszonen-Planquadrate aufzuteilen.

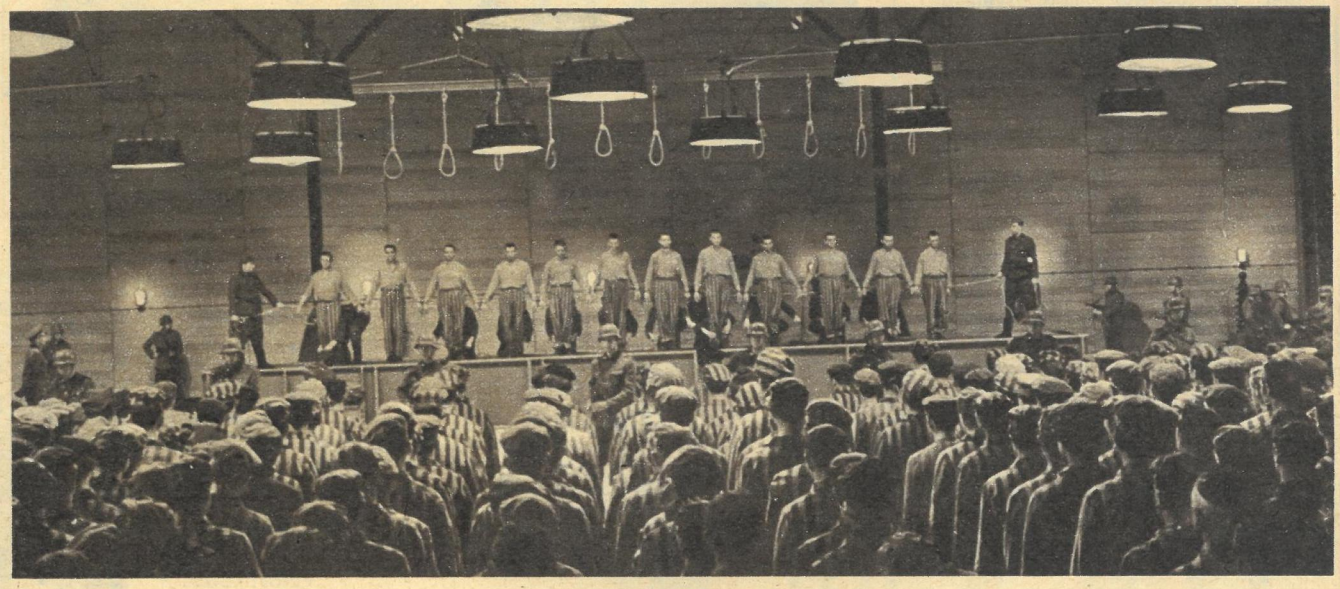
Indessen sei daran erinnert: Nicht Hitlers Wunderwaffen, nicht die Teufelsberechnungen des Herrn Wernher von Braun beendeten den zweiten Weltkrieg. Gesiegt hat die internationale Solidarität der Menschlichen im Verein mit den Gesetzen der Geschichte. Kein Opfergang war umsonst. Er hat Millionen zur Tat geweckt. Einige der Auftraggeber des Raketenbarons endeten am Nürnberger Galgen.

Die Rechnung der Davongekommenen hat heute weniger Chance aufzugehen als damals. Daß die Rechner in Mega-Toten von Peenemünde und vom Harz nach Kalifornien emigrierten und das Hakenkreuz mit dem Sternenbanner vertauschten, mag manchen zeitweilig verwirren. Die Weltgeschichte aber ist auf Tricks noch nie hereingefallen.

Harald Hauser



Harald Hauser, unser Autor, spielt den Professor Delattré – Antifaschisten aller Nationen verbinden sich.



Trotz des erbarmungslosen Terrors erreichen die Illegalen ihr Ziel – des Raketenbarons Wunderwaffen versagen.

Fotos: DEFA/Dressel

Er war ein stiller Zecher

Wenn Sie mal etwas von einem gewissen Axel Colberg, Frank Felder, Josef Brünner oder Hans Dampf in die Hände oder Ohren bekommen, dann ist das einer der Vielseitigsten unter uns, der sich neben seinen Pseudonymen aber auch gern mit seinem richtigen Namen, Lutz Jahoda, anreden läßt. Bei ihm muß man ein wenig weit in die Vergangenheit zurückblenden, und dabei kommt mich ein großes Staunen an, dessen Sie sich sicher auch nicht erwehren können. Denn kein Mensch hat bisher herausbekommen oder erforscht, inwieweit Blech, Draht und Eisen, das mal einer anfaßt, den Enkel seines Lehrmeisters infiziert. Das ist doch wirklich ein Problem. Oder meinen Sie nicht? Wenn Sie einen Doktorvater für diese Sache finden, können Sie promovieren.

Lutz Jahodas Großvater war im damaligen Brünn Schlossermeister, und er nahm vor vielen, vielen Jahren einen jungen Burschen in die Lehre, der, nachdem er Schlosser geworden war, umsattelte und zum großen Opernsänger und Weltstar avancierte. Sicher kennen Sie diesen Sänger: Es war Leo Slezak. Mag es nun sein, daß Schlosserlehrling Leo oft in der Werkstatt gesungen hat und seine Töne noch im Raum standen, bis der kleine Lutz heranwuchs – was ich sehr unwahrscheinlich finde –, so glaube ich schon eher mich mit dem Gedanken abfinden zu müssen, daß das Blech, der Draht oder wer weiß was, das Leo Slezak irgendwann mal anfaßte und das noch nach Jahren in der Werkstatt herumlag, den kleinen Lutz beim Spielen in der Werkstatt infizierte. Wenn Sie zum Beispiel mal altes Eisen anfassen, das verrostet ist, weil es vor fünfzig Jahren mal drauf geregnet hat, können Sie sich ja auch eine Blutvergiftung zuziehen. Meinetwegen sogar hundert Jahre später. Das leuchtet doch wohl hoffentlich ein und beweist wenigstens die Möglichkeit der Richtigkeit des Problems. Egal wie es war, Lutz wollte Schauspieler und Sänger, eventuell Journalist, aber unter keinen Umständen Schlosser werden. Wäre er Journalist geworden, müßte er jetzt über mich schreiben, wäre er Schlosser geworden, müßte er jetzt meine Garagentür in Ordnung bringen, und somit können wir feststellen, daß er geistesgegenwärtig den genau richtigen Beruf ergriffen hat.

Er hat diesen Beruf von der Pike auf – wie man sagt – gelernt, und ich habe schon irgendwann ein paarmal gesagt, daß, wenn man Lust, Liebe, Talent und Elan für einen Beruf mitbringt und ihn ordentlich studiert und lernt, etwas draus werden muß. Bei Lutz trifft all das zu. In Brünn geboren, Schauspielschule, Theater in Österreich, seit vielen Jahren hier bei uns beheimatet und an vielen Theatern engagiert, ist er einer unserer beliebtesten Stars geworden. Daß er vielseitig ist, hat er bewiesen, als er zum Beispiel in der Oper „Martha" den Marktschreier und in „Carmen" den Schmuggler Dancairo spielte. Als bei einer Aufführung des „Zigeunerbarons" der Solotänzer krank wurde, übernahm Lutz den Part und tanzte Pas de deux.

Lutz Jahoda ist Schauspieler, Sänger und, wie Sie nun wissen, Tänzer. Aber Lutz ist vor allen Dingen Texter und oft auch Komponist. Texter sagt man, wenn einer einen Text zu einem Schlager macht. Nun macht er nicht nur Texte zu Schlagern, sondern er dichtet sogar. So schrieb er das Libretto zur Operette „Tarantella Siciliana", und Alo Koll schrieb die Musik dazu. Demnächst veröffentlicht Lutz einen Gedichtband, den ich sehr hübsch finde. Zur Zeit arbeitet er an einer Show: Panoptikum mit Musik. Idee und Buch, Regie und Ausführung: Lutz Jahoda. Er hat auch Erfahrung als Ansager. Vielleicht haben Sie seine letzte Sendung „Grünes Licht für gute Laune" gesehen. Ich fand es dufte, wie er das machte. Und ich weiß, daß das nicht so leicht ist, wie es aussieht und aussehen muß! Einmal hatte er als sehr junger Schauspieler leichtsinnigerweise einen Vertrag für das Kurhotel „Wigger" in Garmisch-Partenkirchen unterschrieben, wo er singen und konferieren und eine Modenschau ansagen mußte. Um up to date zu sein, zog er seinen Smoking an. Auf dem Weg zur Bühne, der direkt durchs Publikum führte, rief eine Dame ganz laut: „Kommen Sie sofort zu mir und bedienen Sie mich endlich, Herr Ober!" Seither trägt er nicht mehr gern Smokings.

Mehr Nachteiliges ist über ihn nicht bekannt. Er hat weder Laster noch Leidenschaften, da können Sie seine Frau Karla fragen!

Bis bald
Ihr

Ins Panoptikum führt Lutz Jahoda demnächst seine Gäste – natürlich mit Musik, denn Hans Hick und Rica Déus sind mit von der Partie (rechts). Und nur beruflich hat Lutz mit vielen Frauen zu tun (links).

Fotos: Raddatz

ÜBER HUNDERT HÜRDEN

3

TATSACHENBERICHT VON KLAUS ULLRICH

Zu den Weltfestspielen 1949 fuhren auch DDR-Sportler nach Budapest. Da wir noch nicht den internationalen Föderationen angehörten, mußten wir vorerst zuschauen. Doch da hatten unsere ungarischen Freunde die Idee mit den „Gewerkschaftsmannschaften", die unseren Sportlern – so auch Ernst Schmidt und Jutta Langenau – die Tore der Stadien öffnete.

Der Raub der „Victoria"

Auf der Fahrt zurück wurden noch einmal die vielen Erlebnisse aufgefrischt. Als wir die Grenze passiert hatten aber geriet ein anderes sportliches Ereignis in den Mittelpunkt der Debatten, vor allem aus den drei Abteilen unserer Fußballspieler: das Spiel um die deutsche Fußballmeisterschaft. Sie lesen richtig, in diesen Tagen erwartete man voller Spannung die Begegnung zwischen dem Meister der Westzonen und dem der Ostzone: VFR Mannheim gegen ZSG Industrie Halle, Vorgänger des heutigen halleschen Fußballclubs Chemie. Der Deutsche Sportausschuß hatte sich sehr um dieses Spiel bemüht, hatte unzählige Briefe geschrieben, schließlich auch eine feste Zusage des westdeutschen Fußballverbandes in Händen und mit einem der beiden Finalisten – Borussia Dortmund – sogar einen schriftlichen Vertrag. Alles schien perfekt, der 27. August als Termin und Chemnitz als Austragungsort festgelegt und eine Expedition des Deutschen Sportausschusses (DS) auf dem Wege nach Stuttgart, dem Schauplatz des Endspiels.

Da ereignete sich etwas, womit niemand gerechnet hatte. Ich wurde in der Grünauer Sportschule dringend aus Dresden verlangt. Es war Sonnabendnachmittag. Wer konnte das sein? Es war ein Sportfunktionär, der mir aufgeregt erzählte, daß ein Unbekannter aus Dortmund den Wirt eines Sportheimes überredet hatte, ihm gegen eine Stange Zigaretten die „Victoria", den Pokal des deutschen Fußballmeisters, auszuhändigen. Die Absicht war nicht schwer zu erraten: Der Borussia-Dortmund-Anhänger wollte mit der Trophäe nach Stuttgart, um sich dort beim Endspiel als Held feiern zu lassen.

Welchen Weg konnte er genommen haben? Stundenlang eruierten wir alle Möglichkeiten. Einer hatte denn doch noch die entscheidende Idee: Er ließ die Dresdner Gepäckaufbewahrungen durchsuchen, und in einer fand sich denn auch ein Sack, in den die gußeiserne „Victoria" eingenäht war. Als der Dieb in der Nacht erschien, um den Sack abzuholen, wurde er gefaßt. Seine Strafe war harmlos, für ihn jedoch grausam: Er wurde bis Sonntagnachmittag festgehalten und kam so um das Endspiel, das übrigens die Mannheimer in der Verlängerung gewinnen konnten.

Die DS-Expedition wurde in Stuttgart verblüfft Zeuge, wie der Deutsche Fußballbund aus der Taufe gehoben wurde. Die Situation war den Gastgebern zwar peinlich, hinderte sie aber nicht daran, den Gästen recht nachdrücklich zu demonstrieren, wie man sich den Neuaufbau des deutschen Sports dachte: auf alle Fälle ohne den Deutschen Sportausschuß.

Wir saßen in unserem Zug, hörten Ernst Busch die Kronstädter Matrosen besingen und waren gespannt, ob es wenigstens bei dem Termin des 27. August geblieben war. In Dresden erfuhren wir: Weder bei dem Termin noch bei dem Spiel war es geblieben. Eine der ersten Amtshandlungen des neugebildeten Fußballbundes hatte darin bestanden, beiden Finalisten die Reise nach Chemnitz zu untersagen.

Das übrigens denen ins Stammbuch, die sich darin zu gefallen pflegen, in schöner Regelmäßigkeit zu behaupten, die westdeutsche Sportführung kämpfe um die „Einheit".

Zu diesem Thema gehört noch ein anderes Ereignis dieser Wochen, der sogenannte Länderpokal. Der westdeutsche Fußballbund hatte drei Ländermannschaften der DDR – Sachsen, Brandenburg und Sachsen-Anhalt – so ausgelost, daß sie nach der ersten Runde kaum mehr im Rennen sein konnten. Die Brandenburger mußten nach Hamburg, die Anhaltiner nach Württemberg, und Sachsen empfing den Niederrhein. 10 : 2 lautete das Resultat in Hamburg und 7 : 1 im Stuttgarter Neckarstadion. In Leipzig aber schlug Sachsen den Niederrhein mit 2 : 1 und kam so eine Runde weiter. Der Zufall wollte es, daß Herr Weber, Spielausschußverantwortlicher im westdeutschen Fußballbund, zu den Begleitern der Niederrhein-Elf – trainiert von Willibald Kress – gehörte. Mit ihm ergab sich nach dem Abpfiff folgendes Gespräch:

„Wann wird die nächste Runde ausgelost?"

„Das weiß ich leider nicht."

„Wird man einen Vertreter der Fußballsektion des DS rechtzeitig zur Auslosung einladen?"

„Das glaube ich nicht; keiner Ihrer Herren ist Mitglied unseres Bundes."

„Aber Sachsen spielt doch in der nächsten Runde. Es wäre doch nur recht und billig, die Auslosung so öffentlich zu machen, daß einer unserer Vertreter dabeisein kann."

„Wie gesagt, ich glaube nicht, daß das möglich sein wird. Ich werde mit unseren Herren darüber reden."

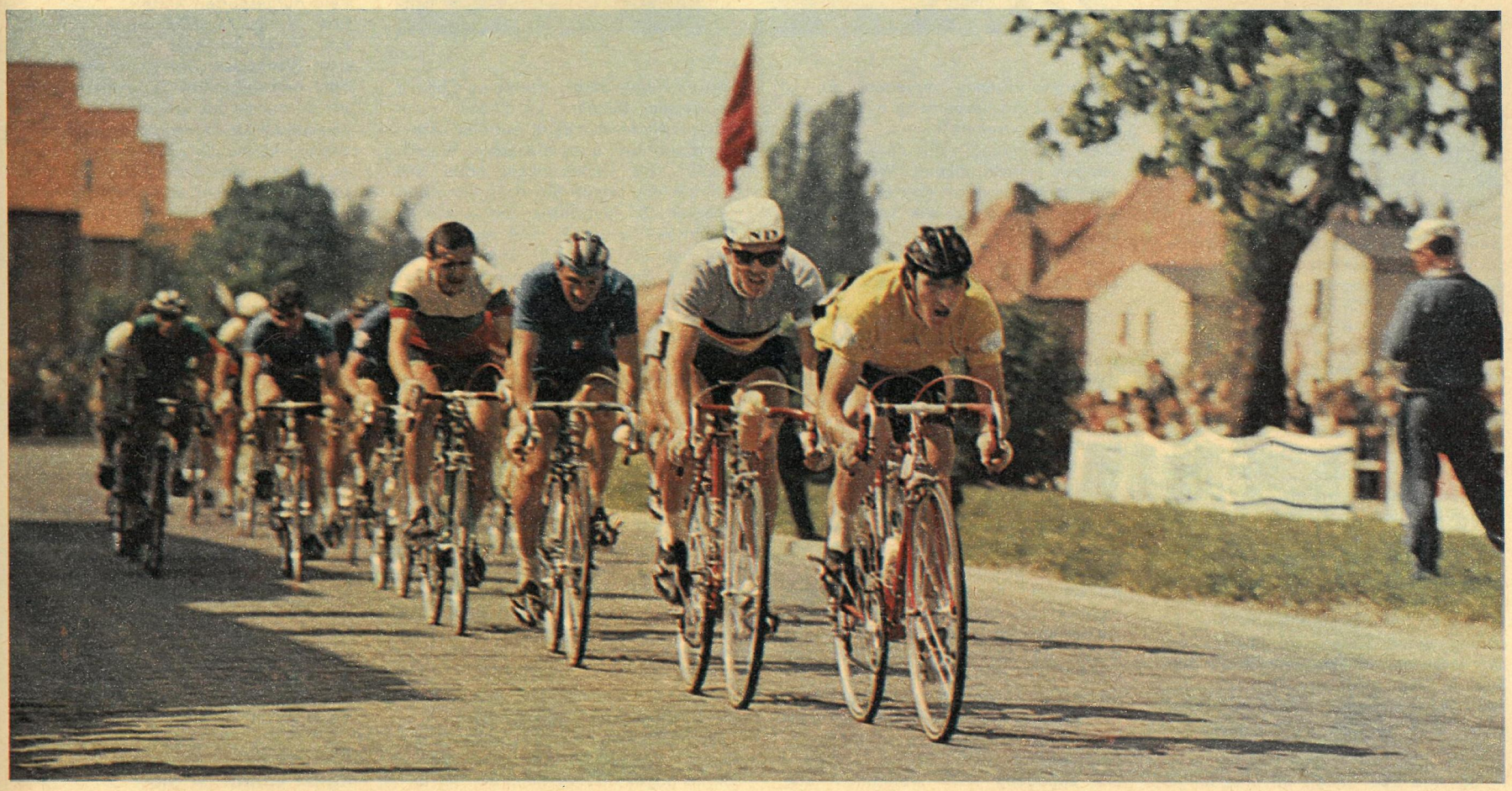
Man hörte nie wieder etwas von Herrn Weber und seinen „Herren" und erfuhr nur aus den Zeitungen, daß Sachsen in der zweiten Runde auf Bayern treffen würde.

„Wir fahren trotz dieser ungewöhnlichen Methode", entschied der Deutsche Sportausschuß, einmal mehr bezeugend, wie sehr ihm die Einheit des deutschen Sports am Herzen lag.

Der späte Gast

Die Nacht war schon über Altenbergs Dächer heraufgezogen. Die übliche Stromsperre zwang uns, unsere Wirtsleute um Licht zu bitten. Wir wrangen die nassen Stricksocken aus, hängten sie so dicht wie möglich an den Ofen und machten es uns dann „gemütlich". Die Sachsenmeisterschaften der Wintersportler waren in vollem Gange, Schierke mit seinen Meisterschaften stand vor der Tür. Die Republik war gegründet, und der Harzort würde die ersten Meisterschaften der Republik erleben, auf einer neuen Schanze und in einem neuen Eisstadion, dessen hölzerne Ränge 12 000 Zuschauer fassen sollten.

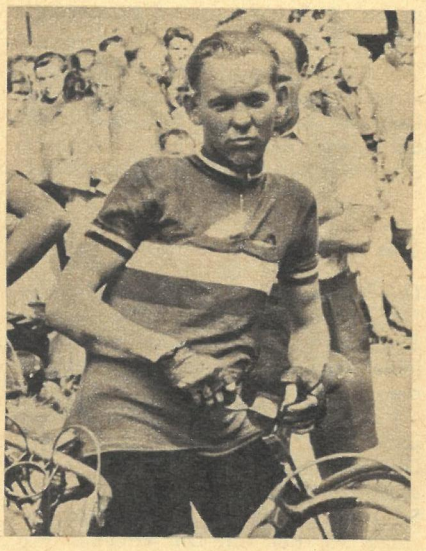
Friedensfahrt 1966: Überragender Mann der kleine Franzose Bernhard Guyot im Gelben Trikot des Spitzenreiters. Foto: H. Glocke

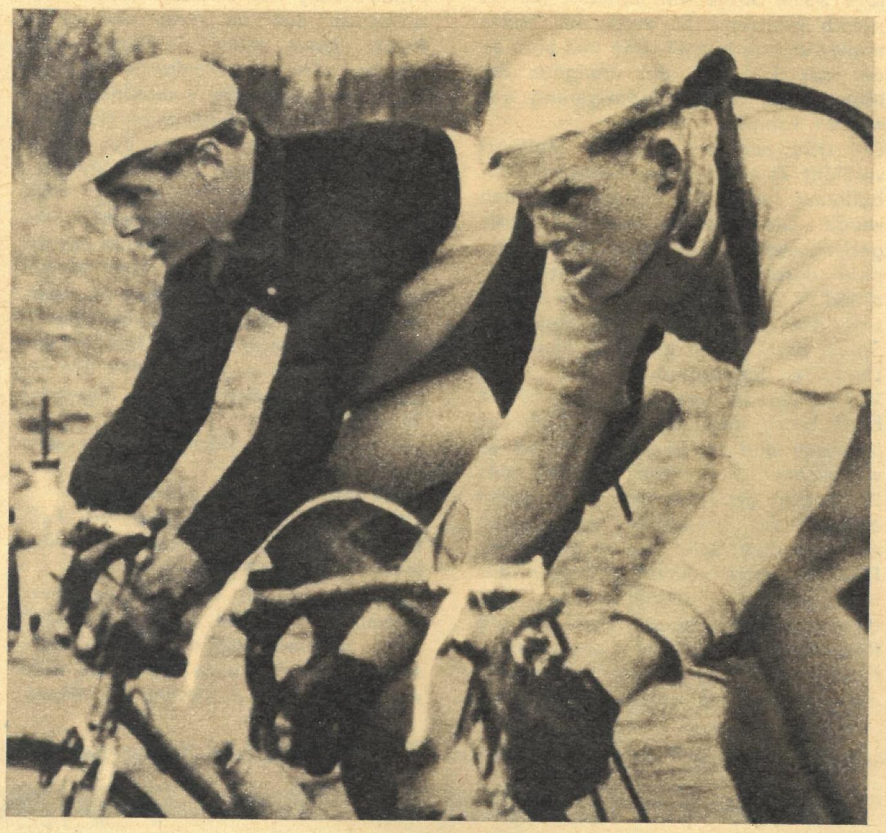


Ich war auf einem Zeitungs-LKW nach Dresden gefahren und das letzte Stück morgens mit einem Personenzug. Nun wollten wir uns nach einem turbulenten Tag endlich aufwärmen. Eine knappe Stunde war vergangen, die Stromsperre noch immer nicht vorüber, als plötzlich jemand die Tür öffnete und in das Halbdunkel hinein fragte: „Ist hier jemand?"

Wir hoben die Kerze, der späte Gast zog die Tür ins Schloß. Da erkannten wir ihn: Walter Ulbricht. Nach einer Volkskammersitzung war er noch am späten Abend nach Altenberg gekommen, um zu erfahren, wie es bei den Wintersportlern vorangeht. Er brachte die Kunde von neuen Beschlüssen mit, die der Sportbewegung weiter voranhelfen sollten. Bei einem gemütlichen Zusammensein sagte er: „Euer Dank? Der beste Dank wäre, wenn ihr alles tut, damit wir schnell zu einer breiten Volkssportbewegung kommen!"

Aber dann fiel an diesem Abend noch ein anderes, wichtiges Wort, ein Wort, das die meisten mit unverhohlener Skepsis zur Kenntnis nahmen: „Und wenn wir weiter so vorankommen, ist





Schlagzeile für 11. Platz: Lothar Meister (oben); Jahre später Steherweltmeister. Täve Schur – Bild rechts mit Erich Schulz – wurde zum Vorbild für Tausende Sportler.

Fotos: Berndt, Rohrlapper

auch der Tag nicht mehr fern, an dem unsere Meister in fremde Länder eingeladen werden!"

Vier Wochen später wartete die Republik vergeblich auf den Winter. Keine Schneeflocke kam vom Himmel, und das so prächtig gerüstete Schierke mußte die Meisterschaften von Woche zu Woche verschieben. Inzwischen war eine kleine Delegation zu den Tatraspielen in die ČSR eingeladen worden. Als Zuschauer. Aber über Nacht kam ein Telegramm aus Tatranska Lomnica, das für Schlagzeilen sorgte. Die Gastgeber hatten sich an den internationalen Skiverband (FIS) gewandt und nachgefragt, ob die FIS den DDR-Sportlern den Start gestatten würde. Die Antwort aus dem FIS-Büro: „Mit allen Starts einverstanden!" So konnten denn Joachim Loos und Siegmund Leonhardt noch in letzter Minute melden, und der kleine Siegmund – damals siebzehnjährig – imponierte mit seinen kühnen Sprüngen derart, daß man ihm bei der feierlichen Siegerehrung einen Silberpokal überreichte. Das Interview mit ihm lieferte mir den Stoff für die erste Tatsachenserie. Die Zeit der mageren Auslandsberichte schien auch für uns Journalisten endgültig vorüber.

In Schierke aber saßen wir eine lange Nacht im „Heinrich Heine" zusammen und warteten auf die ersten sowjetischen Skispringer. Stunden vergingen, und zuweilen glaubten wir, sie wären vielleicht auf halbem Wege umgekehrt, aber dann – der Morgen graute schon – erschienen sie, müde wie wir, überrascht von der Begeisterung und dem Jubel, der sie auch zwei Tage später bei ihren Sprüngen durch die Luft zu tragen schien. Die ersten Brücken waren geschlagen.

Viele Jahre später fiel mir durch einen Zufall das vom 17. April 1950 datierte Rundschreiben Nummer 8 des westdeutschen NOK in die Hände. Unter „Verschiedenes" las ich da: „Es wurde die Behauptung aufgestellt, daß der Sportausschuß der Ostzone sich um Aufnahme in die FIS bemühe, ja sogar schon aufgenommen sei. Nähere Erkundigungen haben ergeben, daß dies nicht den Tatsachen entspricht." Auf der ersten Seite aber fand ich einen noch weitaus bedeutenderen Fakt: „Die Nichteinbeziehung der Ostzone in das NOK ebenso wie in den Deutschen Sport-Fachverbänden kann einen formellen Grund für die Nichtaufnahme Deutschlands in die Internationalen Fachorganisationen ergeben. Es ist daher auf die Verbindung mit der Ostzone hinzuarbeiten."

Die „Verbindung" war also von einer simplen Absicht diktiert. War die Anerkennung erreicht, konnte man die Alleinvertretung auf die Tagesordnung setzen.

Die erste Friedensfahrt

Man hatte mir am Telefon versichert, daß keine Aussichten mehr bestünden. Vielleicht sei der Antrag zu spät gestellt oder gar irgendwo liegengeblieben. Ich dankte und legte auf. Dann fuhr ich nach Hause. Zwei Stunden später klingelte ein Kraftfahrer Sturm an unserer Wohnungstür: „Das Visum ist da!" Ich warf Hemd, Handtuch, Seife in einen Koffer und jagte nach Karlshorst. Dort ein freundlich lächelnder Offizier: „Das Visum war da. Ein Mißverständnis. Entschuldigen Sie."

Ich sah auf die Uhr. Es blieben noch neunzehn Minuten bis zur Abfahrt des Zuges nach Warschau und Moskau. So stürzte ich davon und kam auf dem Ostbahnhof gerade richtig, um das Kommando „Türen schließen!" zu hören. Ein schneller Sprung brachte mich noch hinein, und so fuhr ich zu meiner ersten Friedensfahrt.

Die Einladung nach Warschau hatte große Beachtung gefunden. Immerhin war der Krieg noch keine fünf Jahre vorüber, lag Warschau noch in Trümmern, waren auch die Gräber der Millionen ermordeter Polen noch frisch. Sorgfältig hatte sich die Mannschaft vorbereitet, und jeder von den Jungen wußte, wieviel von seinem Auftreten abhängen würde, daß Tausende Augen die Rennfahrer aus der DDR nicht nur nach ihrer Spurtkraft oder ihrer Ausdauer beurteilen würden.

Am nächsten Morgen traf ich die Mannschaft im alten Hotel „Polonia" beim Frühstück. Dieses Gebäude und ein Flügel des Hotels „Bristol" waren alles, was von den Warschauer Hotels den Krieg überstanden hatte. Der Beifall für unsere Mannschaft bei der Vorstellung im CWKS-Stadion war kühl, Pfiffe waren nicht zu überhören. Auch im Autobus der Journalisten war kaum einer, der auch nur ein Wort deutsch sprach, obwohl ich zuweilen spürte, daß viele jedes Wort verstanden.

Einer der Renndirektoren – seine Auschwitz-Häftlingsnummer war nicht zu übersehen – wollte mir das erklären: „Es ist zuviel geschehen!" Ich verstand das sehr gut.

Unsere Mannschaft hatte keine Chance in diesem Rennen. Im Herbst zuvor hatten wir in der DDR mit der ersten Rundfahrt ein ungewöhnliches Wagnis riskiert. Ein Likörfabrikant hatte den DS um die Lizenz für eine Rundfahrt gebeten. Er war früher selbst einmal Rennfahrer gewesen, und nun paarte sich bei ihm die Liebe zum Radsport mit der Gelegenheit, steuerfreie Werbung großen Stils für seinen „Wurzelpeter" zu treiben. Wir berieten lange darüber und entschieden dann, diese Rundfahrt in eigene Regie zu nehmen. Auch hier zählten die Skeptiker nach Hunderten; schließlich war seit Jahrzehnten keine Amateuretappenfahrt in Deutschland ausgetragen worden, und die einzige, die in den zwanziger Jahren gefahren worden war, hatte sich über ein Vierteljahr erstreckt. Man war nämlich nur sonntags gefahren ...

Doch die Siebenetappenfahrt wurde ein großer Erfolg. Hunderttausende säumten die Straßen, und „Pannen" waren nur zwei zu registrieren. Die erste ergab sich gleich nach dem Start und kam nicht auf das Konto der Veranstalter. Auf der Fahrt nach Norden wurden die Westsektoren passiert, und die Stummpolizei stoppte unseren Wagen, weil er ein Reklameplakat für die Zeitung „Vorwärts" trug. Das Plakat mußte abgekratzt werden, um bei Birkenwerder ein neues anzukleben. Die zweite war ein Loch in der Verpflegung in einer der Etappenstädte – ich möchte das Geheimnis wahren. Doch kam da plötzlich dampfender Gulasch auf den Tisch, und alle waren versöhnt. Niemand ahnte, daß es Pferdegulasch war ...

Hier aber, zwischen Warschau und Prag, vermochten sich die gefeierten Helden der DDR-Rundfahrt nicht durchzusetzen. Bester war der damals siebzehnjährige FDJler Lothar Meister, der an einem Tag wenigstens ... doch ich will der Reihe nach erzählen.

Am Abend war ich in Katowice mit dem Renndirektor in ein Restaurant eingeladen worden. Wir saßen mit Polen am Tisch, eine hübsche Frau wurde mir als eine der bekanntesten polnischen Schauspielerinnen vorgestellt. Sie sprach jedoch den ganzen Abend über kaum ein Wort. Später waren wir noch in ihrer Wohnung, und als der Morgen schon graute, zog sie mich zur Seite: „Ich habe mir geschworen, nie im Leben mehr ein deutsches Wort zu sprechen. Mein Mann wurde erschossen, mein Sohn vergast. Ich bin allein auf der Welt, allein mit meinem Schmerz, und ich hasse die Deutschen, jeden Deutschen! Ich habe Sie lange beobachtet, habe jedes Wort, das Sie sprachen, genau gehört. Und jetzt breche ich meinen Schwur und spreche wieder deutsch. Ich glaube, daß es vielleicht doch einen Sinn hat, daß es gut und richtig sein kann, wenn wir mit den Deutschen reden, die das nie wieder wollen."

Ich ging allein nach Hause.

Am nächsten Morgen wurde ich recht unsanft geweckt. Vor meinem Bett stand der Renndirektor und fragte mich, was ich glaube, wo wohl die Rennfahrer seien. Ich wußte keine Antwort und erfuhr, daß sie schon knapp dreißig Kilometer hinter sich hätten. Ich stopfte alles, was mir in die Hände kam, in meinen Koffer und sprang mit ihm, nur den Mantel über dem Schlafanzug, die Treppen hinunter. Fast zwei Stunden vergingen, ehe wir sie einholten. Es war die Etappe nach Cieszyn, und wenn auch meine Gedanken mehr bei dem nächtlichen Gespräch als beim Rennen waren – „Morgen kommen Sie an Oswiecim vorüber!" hatte sie unüberhörbar zu allen am Tisch gesagt –, so konstatierte ich doch mit einiger Freude, daß Lothar Meister in keiner der vielen Gruppen zu sehen war, in die sich das Feld aufgesplittert hatte.

Erst in der Spitzengruppe fand ich ihn. Verzweifelt war er bemüht, bei den ständigen Berg-und-Tal-Fahrten den Anschluß nicht zu verlieren. Was ihn daran vor allem hinderte, war seine vorsintflutliche Gangschaltung, die ihn zwang, körperlich fast dreimal soviel zu tun wie seine Konkurrenten. Auf den letzten Kilometern mußte er die anderen ziehen lassen, und wir standen auf dem Marktplatz in Cieszyn und warteten zunächst vergeblich auf ihn. Dann kam er endlich, zehn waren schon da, und da raste er über den Marktplatz, als würde die Etappe nun erst beginnen. Ich stürzte ihm hinterdrein und erwischte ihn endlich, als er ein wenig ratlos über die Richtung in eine Nebenstraße einbiegen wollte. Da hielt ich ihn fest und beschwor ihn abzusteigen. Er bot mir eine Ohrfeige an, weil ich ihn angeblich um seine Chance gebracht hatte. Erst als ich ihm das Zieltransparent hoch über dem holprigen Marktplatz zeigte, gab er sich zufrieden. Sein elfter Platz schien uns eine Schlagzeile wert. Im Jahr darauf war er Zweiter der Gesamteinzelwertung, und man stieß in die Jubelhörner. Und heute ein zweiter Platz?

Lesen Sie im nächsten Heft:

Morgens in Gliwice
Kolbe kannte er nicht

WISSENSTOTO

DING MIT PFIFF

ZUM 50. JAHRESTAG DER OKTOBERREVOLUTION

3

Um welche sowjetische Autotypen der letzten Jahre handelt es sich bei den hier gezeigten?

a) .....

b) .....

c) .....

a

b

c

Wir erwarten Ihre Antwort bis zum 20. Januar 1967 auf einer Postkarte (Kennwort: Ding mit Pfiff 3).

Zur Auslosung kommen:

1 Gewinn in Höhe von 50 MDN
5 Gewinne zu je 10 MDN

Darüber hinaus sind alle Einsender richtiger Lösungen noch an zwei großen Auslosungen des Jahres beteiligt.

Viel Glück wünscht Ihnen Ihre
REDAKTION ZEIT IM BILD,
806 Dresden, Radeberger Str. 14 b.

Viel Liebe und Pflege

brauchen unsere Jüngsten. Wir bewundern ihr tägliches Gedeihen und tun alles, damit sie gesund bleiben. Behutsam wird beim Trockenlegen gesäubert und zum Vorbeugen gegen Wundsein LIVIO-Kamillen-Creme aufgetragen. Sie schützt und pflegt die zarte Haut, wirkt kühlend und vor allem heilend.

Livio
KAMILLEN-CREME
POHLI

Dose MDN 1,50

Wasser wie das tägliche Brot?

Fortsetzung von Seite 11

Die Buna-Werke belasten die Saale mit 2 300 000 Einwohnergleichwerten, Espenhain schafft „nur" 1 800 000. Die wichtigsten Flüsse der DDR messen 2900 Kilometer. 1956 wurde das Wasser in Güteklassen eingeteilt. Dabei zeigte sich, daß 2390 Kilometer zur schlechtesten Klasse gehören. Ein trauriger Rekord. Allerdings sind wir nicht für ihn verantwortlich.

Im Kapitalismus reichte die Hygiene – symbolisch betrachtet – nur bis zur Wassertoilette. Danach wurde das Wasser sich selbst überlassen. Die Betriebe sudelten die Flüsse voll, eine Abwasserreinigung brachte keinen Profit. Sie wurde nur dort sporadisch durchgeführt, wo im Abwasser zuviel wertvolle Rohstoffe enthalten waren.

1945 mußten wir diese chaotischen Zustände übernehmen. Bei dem heutigen Stand der Technik kann man sagen: Alle Abwässer lassen sich mit mechanischen, chemischen, biologischen Mitteln reinigen. Es ist nur sehr teuer. Hier aber beginnen sozialistische Produktionsverhältnisse zu wirken. Verstehen wir uns recht: Nicht etwa, weil wir schon so viel Geld haben, daß wir uns eine umfassende Abwasserbehandlung leisten können. Nein, wir m ü s s e n sie uns einfach leisten. Die komplexe Rationalisierung sieht nicht die Metarmophose ganzer Industriezweige vor, bei denen auf Grund der erreichten intensiven Produktion auch die Abwässer intensiver sind. Komplexe sozialistische Rationalisierung nimmt sich auch dieses Problems an, weil zwischen Produktivkräften und Produktionsverhältnissen keine antagonistischen Widersprüche mehr bestehen. Bis 1975 sollen alle Flüsse um zwei Güteklassen gehoben werden. Das ist schon deshalb wichtig, weil Industriebetriebe an Unterläufen bereits Schwierigkeiten mit dem Brauchwasser haben, das am Oberlauf verunreinigt wurde.

In Zukunft sind wassersparende Technologien nötig, die Industrie von morgen wird ein ganz anderes Verhältnis zum Wasser haben. Schätzen wir das Wasser, eben weil es nur Wasser ist. So wie wir heute damit wirtschaften, werden wir morgen trinken. Im Falle eines wasserwirtschaftlichen Desasters kann kein Prometheus als Deus ex machina neues Wasser bringen. Stoßen wir auf die Zukunft an. Und ganz ausnahmsweise mal mit einem Glas Wasser.

Quellenangaben:
1. Statistisches Jahrbuch 65
2. „Die Erde dürstet", Urania-Verlag
3. „Wissenschaft und Fortschritt"
4. „Wasser und Wirtschaft", Verlag für Bauwesen
5. „Die ökonomische Stellung der Wasserwirtschaft in der Volkswirtschaft der DDR"
6. „Trinkwasser, Kanäle und Talsperren", Aufbau-Verlag
7. „Freiberger Forschungshefte", Verlag für Grundstoffindustrie

CREMES
GESICHTS- UND
RASIERWASSER
OTHY
LEOPOLD THIELE, QUEDLINBURG

ZB ZEIT IM BILD

bringt unter anderem im nächsten Heft:

Foto: V. Billeb

Darf's etwas mehr sein?
Reportage
über ein Millionengeschäft

Um den Thron des Paschas
geht es in einem
neuen Beitrag von
Zoodirektor Prof. Dr. Ullrich

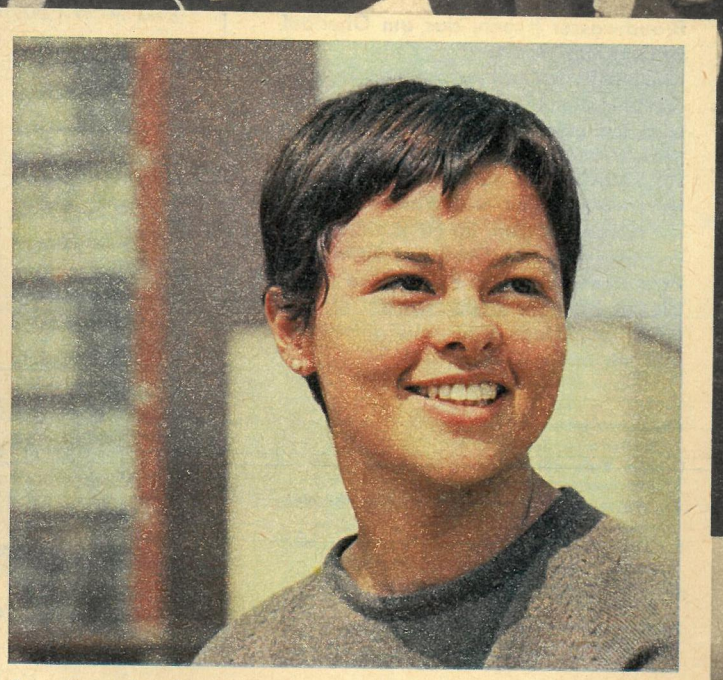
Die Entscheidung der Sisaka Kunita
Einen Vertrag
mit doppeltem Boden behandelt
unser Bericht aus Japan

Ferner einen weiteren Beitrag
in unserer Farbfotoserie:
Die Meisterklasse

ZB ZEIT IM BILD

**JETZT 24 SEITEN,
BUNTER UND VIELSEITIGER
ALS BISHER,
ZUM GLEICHEN PREIS.
MACHEN SIE ES SICH BEQUEM!
NEHMEN SIE EIN ABONNEMENT!**

Region der Respektlosen



Ana Gonzales Matute, 19, will Philosophie-Anglistik studieren.

Die Architekten haben Mexiko-Stadt in zwei Jahrzehnten vollständig umgekrempelt. 5,5 Millionen Einwohner finden jetzt in unserer Hauptstadt Platz. Das ist die größte Menschenansammlung Lateinamerikas. Am südlichen Ende der 35 Kilometer langen Avenida Insurgentes zauberten die Bauleute eine moderne, farbige Universitätsstadt für 150 000 Studenten. Sie lenkten seit längerer Zeit die Aufmerksamkeit des Staates auf sich. Mit lässiger Geste wollte man 1958, als plötzlich hundert Busse von Studenten beschlagnahmt und in die Universitätsstadt gebracht wurden, den „Rebellengeist" der angehenden Richter, Anwälte und Ökonomen abtun. Wenig später standen Arbeiter, Eisenbahner und Lehrer zum Kampf gegen Tariferhöhungen, für bessere soziale Leistungen an ihrer Seite. Mit Erfolg. 1960 zerbarst zum ersten Mal das steinerne Denkmal des Expräsidenten Alemán, der von den Studenten angeklagt ist, mitschuldig am ökonomischen und militärischen Angriff der USA auf Kuba zu sein. Gegenwärtig sieht Mexiko seine Studenten machtvoll gegen den verbrecherischen Krieg der USA in Vietnam demonstrieren. Fragen drängen sich auf, wenn man argwöhnische Polizisten um das Universitätsgelände patrouillieren sieht. Haben die Behörden Angst vor der kubanischen Ansteckung? Wurde aber Mexiko von internationalen Ölfirmen nicht selbst des „Bolschewismus" geziehen, als Präsident Cardenas 1938 das Petroleum verstaatlichte? Haben die USA nicht das Land mit Krieg überzogen, weil es sich dem Dollar nicht beugen wollte?

In fast allen Ländern Lateinamerikas gehört die Mehrheit der Studentenschaft zur revolutionären Avantgarde. Sie hat zuerst erkannt, daß die halb feudale, halb koloniale Struktur ihrer Länder sie in ihren Entwicklungsmöglichkeiten einschränkt. Zugunsten der „delegierten technischen Missionare" amerikanischer Gesellschaften sind auch die wissenschaftlichen und erfinderischen Tätigkeiten begrenzt. Es gibt noch andere Ausgangspunkte für den Rebellengeist wider die gegenwärtigen Zustände: Die Tradition der Universitätsautonomie und die relative Unantastbarkeit des Universitätsterritoriums; die hohe Organisiertheit; der Drang zum Neuen; die Traditionen im Kampf gegen Diktatoren und in der Verteidigung der nationalen Würde und schließlich die sich ständig verschlechternde Lage der Mittelschichten, aus denen sich das Gros der Studenten rekrutiert. Zumindest seit dem Tag, als der Studentenführer Fidel Castro Studenten und Absolventen der Universität Havanna gegen Batista zum Sturm führte und später mit ihnen den Kern der Rebellenarmee in der Sierra Maestro bildete, müssen alle USA-hörigen Regierungen Lateinamerikas diese Elemente in ihre Pläne einkalkulieren. Aber die Studentenschaft ist ein Teil der Jugend, mit dem noch nicht voll ausgebildeten Klassenbewußtsein, einem hochsinnigen Idealismus, einer revolutionären Romantik. Man trifft nicht nur hier in Mexiko wohlsituierte Väter, die ihren rebellischen Söhnen an den Universitäten sagen: Ach laßt man, auch wir waren einmal jung! Ist das dennoch die ganze Wahrheit?

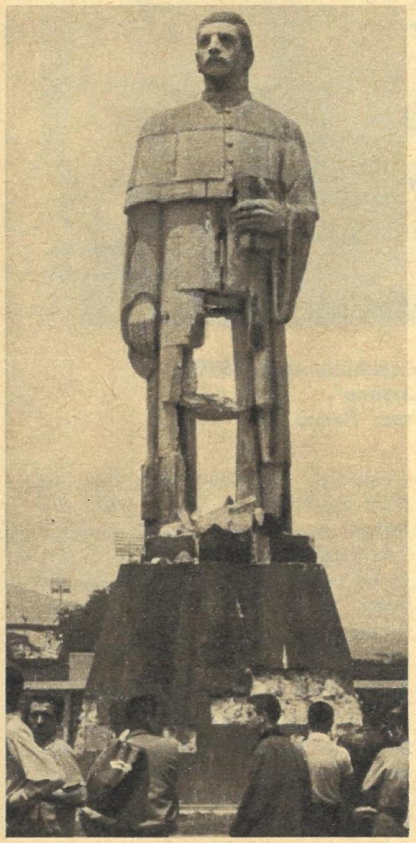
Seit jeher ist die Funktion der Universität hierzulande die Erziehung von Dienern der herrschenden Klasse. Zwar dominiert der Einfluß der linken, revolutionären Kräfte an den Universitäten Mexikos, Venezuelas, Guatemalas, der Dominikanischen Republik, Panamas, Brasiliens, Perus und Uruguays. Doch die gesetzten Schranken liegen außerhalb der Universitäten. Keine noch so radikale Reform wird Arbeitersöhnen die Pforten öffnen. Obwohl das Studium fast kostenlos ist, kann keine Arbeiterfamilie ihre heranwachsenden Kinder weitere sechs bis acht Jahre unterhalten und die kostspielige Fachliteratur kaufen. Es bleibt unerbittliche Tatsache: Die Summe des Universitätsbudgets bestimmen weder Studenten noch Professoren!

Dennoch: Die revolutionären Veränderungen auf Kuba seit 1959 trugen in die hitzigen Studentendiskussionen eine neue Qualität. Es ist erkannt, wer der Feind Lateinamerikas ist. Es gibt nur eine Gefahr und einen Feind: die amerikanischen Monopole. Und der einzige Verbündete der Studenten sind die Arbeiter und Bauern.

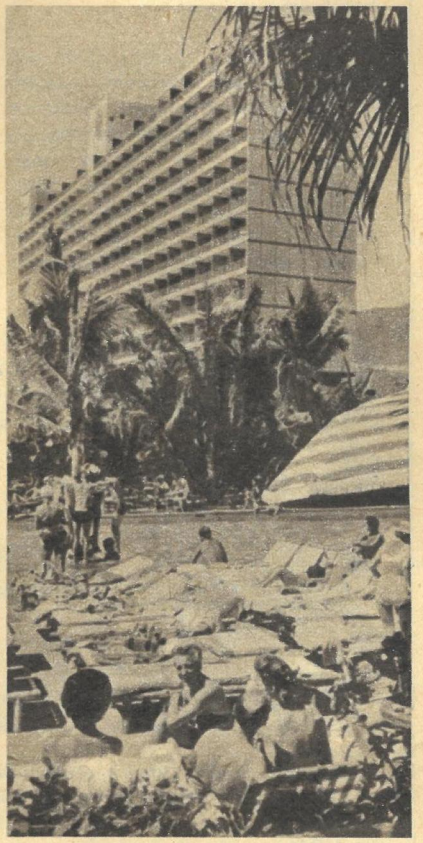
Emanuel Bordes

Bibliothek in Mexikos Universitätsstadt mit den berühmten Mosaikfresken von Diego Rivera. An der Breitseite erzählen Symbole von den planetarischen Systemen Ptolemäus' und Kopernikus' und von der bewegten Geschichte Mexikos.

Die Mehrzahl der mexikanischen Studentenschaft sind junge Menschen, die den städtischen Mittelschichten entstammen. Nur 4 bis 5 Prozent kommen aus Arbeiter- und Bauernfamilien. 20 bis 25 Prozent sind Sprößlinge der herrschenden Klassen. Insgesamt zählt man im Lande mehr als 300 000 Studenten. 50 Prozent davon studieren in der Hauptstadt.
Die modernen Universitätsgebäude (links unten: Teilansicht der Universitätsstadt mit Architektur-, Ingenieur-, Chemie- und veterinärmedizinischen Instituten) und die großen Studentenscharen dürfen jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, daß in der Bevölkerung diejenigen, die überhaupt noch keine oder eine sehr ungenügende Schulbildung genossen haben, immer noch in der Überzahl sind. Nach der letzten Studie 1966 besuchen 32 Prozent aller Kinder keine Schule.



Statue von Expräsident Miguel Alemán nach der ersten Zerstörung 1960. Das Denkmal wurde 1966 erneut zerstört. Die Studenten betrachten Alemán als nicht würdig, vom mexikanischen Volk geehrt zu werden.



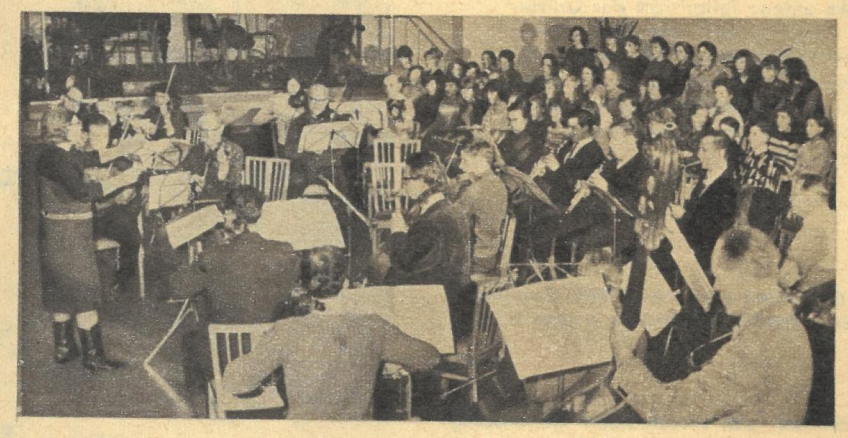
Im Luxusbad Acapulco am Stillen Ozean schubsen sich Hotelpaläste gegenseitig in den Rücken. Es gibt ihrer kaum genug, um den ausländischen Millionären standesgemäß Unterkunft zu gewähren. 700 Millionen Dollar verdient Mexiko jährlich an ihnen. – Man muß auch nicht aufs Land gehen, um das andere Mexiko zu entdecken, das wenig Anteil an den Schätzen des Landes hat.

Fotos:
E. Bordes Prensa (5),
Archiv (2)

Keine Zeit für Unbegabte?

Die Untersuchung zu Problemen der Laienensembles unserer Republik in Heft 48/1966 schloß mit den Worten: „Bleibt für Unbegabte wirklich keine Zeit?" Wir möchten gleich vorwegnehmen, die Frage „. . . und was wird aus den Unbegabten?" konnte nicht restlos geklärt werden. Trotzdem, Zuschriften, die wir erhielten, beweisen, man beschäftigt sich vielerorts damit und ist bemüht, neue Wege zu finden, um allen Möglichkeiten für eine künstlerische Selbstbetätigung zu geben.

Dr. H. Pogodda, Berlin: „Das von Ihnen behandelte Problem halte ich für sehr ernst. Alle verantwortlichen Leiter, ob ehrenamtlich oder hauptamtlich im Bereich der Volkskunstbewegung tätig, haben an erster Stelle eine Aufgabe zu erfüllen: die Erziehung des Volkes zu künstlerischer Selbstbetätigung." **Kurt Fuhrmann, Fahrdienstleiter der Reichsbahn, Naunhof:** „Einer der wichtigsten Faktoren unserer sozialistischen Gesellschaft ist wohl, das geistige Niveau der Menschen zu heben."



Einmal wöchentlich proben die dreißig Mitglieder des Sinfonie-Orchesters der Krankenhäuser des Berliner Stadtbezirkes Prenzlauer Berg unter Leitung von Frau Magda Dietrich (links, dirigierend). Im Hintergrund der Jugendchor des Berliner Volkschores.

Betriebsegoismus

Beide Leser treffen ins Schwarze. Wir sind überzeugt, daß es sich einige Volkskunstensembles zu leicht machen, indem sie Bewerber einfach wegschicken, weil sie zuviel Mitglieder haben oder weil sie meinen, daß die Neuen ihren Anforderungen nicht genügen. Beispielsweise können wir uns mit der Äußerung des Zentralen Ensembles der Jungen Talente in Dresden: „Wer für uns nicht geeignet ist, dem empfehlen wir, sich an andere Gruppen zu wenden" (Heft 48/1966), nicht einverstanden erklären. Hauptsächlich deshalb, weil das Ensemble negierend dazu meint: „Was sich da so alles anbietet!" Herr Fuhrmann erkennt ganz richtig: „Nicht immer wird jeder Großes leisten. Er wird aber mithelfen, unser Kulturleben zu bereichern, mithelfen, es aufzubauen, und so der Gesellschaft nützen."

„Ich glaube, daß hier vor allem organisatorische Maßnahmen in Frage kommen. Vielleicht durch Überwindung des Betriebsegoismus und Einrichtungen zentraler Art für Spitzenkräfte", schreibt **Herr Peter Kressner aus Dresden.**

In Erfurt kein Interesse?

Der Leiter des dramatischen Zirkels des VEB Optima, Erfurt, **Klaus Bestel,** hat seltsamerweise keine Sorgen mit zu vielen Bewerbern: „Wir suchen ständig neue Mitglieder. Obwohl wir über den Betriebsfunk, in persönlichen Gesprächen, durch Plakate und bei öffentlichen Veranstaltungen werben, kommt niemand. 1960 waren wir zwanzig, heute sind wir nur noch fünf Mitglieder. Wir sind die einzige Gruppe unserer Art in ganz Erfurt. Es scheint, daß bei uns hier nur geringes Interesse besteht, in der Volkskunst tätig zu werden." Vielleicht hilft unsere heutige Veröffentlichung etwas, und der dramatische Zirkel des VEB Optima Erfurt erhält endlich Verstärkung. Es gibt aber noch ein anderes Rezept gegen Nachwuchssorgen. **Klaus Schippers,** Leiter der Tanzgruppe des Wohnungsbaukombinats Rostock: „Zwanzig Mädchen und Jungen tanzen in unserer Gruppe. Bewerber gibt es auch bei uns, aber der Nachwuchs wird in erster Linie in der Kinder- und Nachwuchsgruppe herangebildet." Vielleicht sieht sich der Erfurter Zirkel einmal in den Kindergruppen der Stadt um? Oder gibt es da auch keine?

Viele sind berufen — wenige auserwählt

Peter Kressner, Dresden: „Der echte Widerspruch zwischen Quantität und Qualität, zwischen kultureller Massenarbeit und der Erreichung maximaler Leistungen muß gelöst werden, und zwar so, daß keines von beiden zu kurz kommt." Hier drängt sich unwillkürlich der Vergleich mit dem Sport auf, wo schon lange der richtige Weg gefunden wurde. Es besteht ein Unterschied zwischen Leistungs- und Massensport. Die Leistungssportler, also die Begabtesten, treten zu Wettkämpfen an, die Möglichkeit, Sport zu treiben, hat aber jeder. Sollte nicht auch beim Volkskunstschaffen eine Trennung zwischen der Arbeit qualifizierter Ensembles und der Bildung von „Interessengemeinschaften", in denen auch die „Unbegabten" willkommen sind, fruchtbar sein?

Favorit: Schlagerchor

Außer dem Betriebsegoismus gibt es noch andere egoistische Motive, die aus der Welt geschafft werden sollten. Das zeigen die Sorgen, die **Frau Tress vom Kreiskulturhaus Meiningen** auf den Tisch legt: „An unserem Kreiskulturhaus existieren vier Gruppen. Von einem Ensemble kann man jedoch nicht sprechen. Die meisten Meldungen erhalten wir für den Schlagerchor. Die Ausbildung geschieht im Einzelunterricht. Viele wollen durch die Volkskunstbewegung schnell zu Ruhm und Ansehen kommen." Solchen Bewerbern möchten wir vor Augen halten, was Herr Kressner, seit vier Jahren Mitglied des Zentralen Ensembles der Stadt Dresden, schreibt: „Für die erfolgreiche Arbeit in einem Volkskunstensemble ist für jedes Mitglied, ob es als Solist oder in der Gruppe arbeitet, neben Talent ein gerüttelt Maß Idealismus und Arbeit an sich selbst notwendig. Ich konnte die Erfahrung machen, daß viele junge Menschen diese Arbeit unterschätzten, nach einiger Zeit die Sache einfach hingeworfen haben, also gleichsam ‚Fehlinvestitionen' für das Ensemble waren."

Arbeiterballett des Arbeitermusiktheaters Eisenhüttenstadt (EKO): Eine Szene aus dem 3. Bild des Balletts „Cubana", das die Befreiung von den Unterdrückern zum Thema hat.

Undisziplinierte Begabte — Disziplinierte Unbegabte

Klaus Schippers: „Für uns ist ein talentiertes, aber undisziplinierte Mädchen nicht soviel wert wie ein weniger begabtes, das sehr diszipliniert ist und viel Energie und Ausdauer mitbringt." Das Zeiss-Ensemble in Jena ist der Meinung (s. Heft 48/1966), „daß undisziplinierte und auch unbegabte Mitglieder im Ensemble das Leistungsvermögen blockieren. Sie werden verabschiedet, möglichst mit Feingefühl." Liebes Jenaer Ensemble, gestatte, daß wir dir widersprechen. Wir sagen ja zur Verabschiedung der Undisziplinierten ohne Feingefühl. Schließlich besitzen auch sie euch gegenüber keins, wenn sie die Probenarbeit stören oder Veranstaltungen „platzen lassen". Nein sagen wir auf alle Fälle zur Verabschiedung der Unbegabten, auch wenn ihr sie vielleicht mit „Feingefühl" hinauskomplimentiert. Nehmt euch doch etwas Zeit für die Unbegabten, und schafft für sie Interessengemeinschaften. Durch Fleiß, Ausdauer und Energie ist schon aus so manchem ehemals als unbegabt Abgewiesenen doch noch ein Talent geworden. (Nachzulesen in diversen Biographien bekannter Künstler!)

Übrigens meldet sich auch ein Abgelehnter, Herr Fuhrmann aus Naunhof, bei unserer Diskussion zu Wort: „Ich schreibe sehr gern. Natürlich fiel ich mit meinen bescheidenen Anfängen, die ich sehr ernst nahm, durch. Ich bin also einer der Unbegabten! Doch ich schreibe weiter — arbeite ernsthaft!" Wir freuen uns, daß Sie nicht die Flinte ins Korn warfen. Sie haben wohl kaum den Ehrgeiz, Schriftsteller zu werden? Die Hauptsache aber ist doch, daß Sie in Ihren schriftstellerischen Versuchen Freude und Entspannung finden.

Sich über jeden Neuen freuen

„Die Menschheit strebt in der sozialistischen Gesellschaft mehr und mehr einem Zustand zu, in dem sie erstmalig in ihrer Geschichte jedem ihrer Mitglieder ermöglicht, seine eigentliche Funktion als Mensch zu verwirklichen: schöpferisch tätig zu sein. Sollten wir uns nicht über jeden freuen, der den Weg zur Volkskunstbewegung findet? Sicherlich rufen die modernen kulturellen Massenmedien bei einer Vielzahl unserer Werktätigen auch eine ganz bestimmte Vorstellung von den Möglichkeiten künstlerischer Selbstbetätigung hervor. Bestimmte Sparten des Volkskunstschaffens werden daher überlaufen sein. Aber auch das darf die Leiter solcher Gruppen nicht berechtigen, die Suchenden einfach wegzuschicken oder lediglich auf die Mitarbeit in anderen Gruppen zu verweisen. Hier muß mehr getan werden. Das berührt aber bereits Probleme, die die Gesamtleitung der Volkskunstbewegung betreffen."

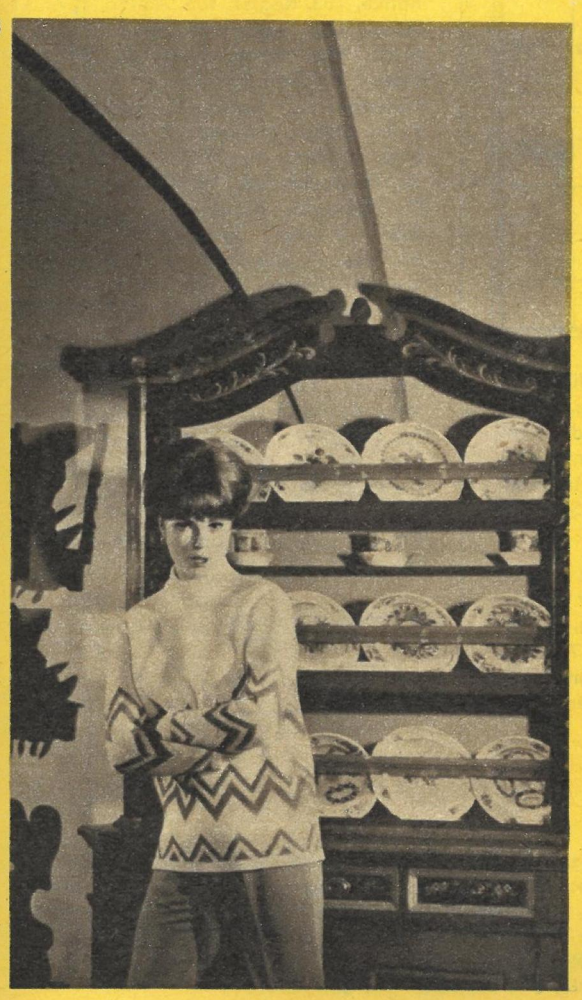
Mit diesem Auszug aus dem Brief des Herrn Dr. Pogodda, Berlin, möchten wir unsere Diskussion heute beenden. Ein Wort noch an das Zentralhaus für Kulturarbeit in Leipzig: Es wäre interessant, zu diesen Problemen die Meinung der dort arbeitenden verantwortlichen Kollegen zu erfahren. Wir stellen dieser Institution für ihre Stellungnahme also gern Platz in einem unserer nächsten Hefte zur Verfügung.

BAUDEAMUS IGITUR

1

Wie Sie sicher schon festgestellt haben, muß es natürlich Gaudeamus, nicht Baudeamus heißen; wie Sie bemerkt haben, ist auch die Baude keine Baude, sondern das Volkskunstmuseum zu Dresden; und schließlich, wie Sie sich denken können, sind diese Modelle nicht von den zb-Mitarbeiterinnen gestrickt worden. Sie kommen von „Wiratex" Apolda, „Mülana" Mühlhausen, „Alrowa" Lichtenstein und „Syntetex" Lichtentanne. Das „Laßt uns fröhlich sein" (Gaudeamus igitur) galt in der Studentenschaft wohl in erster Linie der feuchten Heiterkeit, aber wir wollen es beim Betrachten dieser modischen Maschen nicht unbedingt so einseitig auslegen. Fotos: Carla Arnold

2



3

4

1
Ein Modellkleid, das bei der internationalen Messemodenschau viel Beifall erhielt. Aus reiner Wolle gearbeitet, zeigt es ein interessantes Rippenmuster. Passende Strümpfe ergänzen diesen Traum in Weiß.

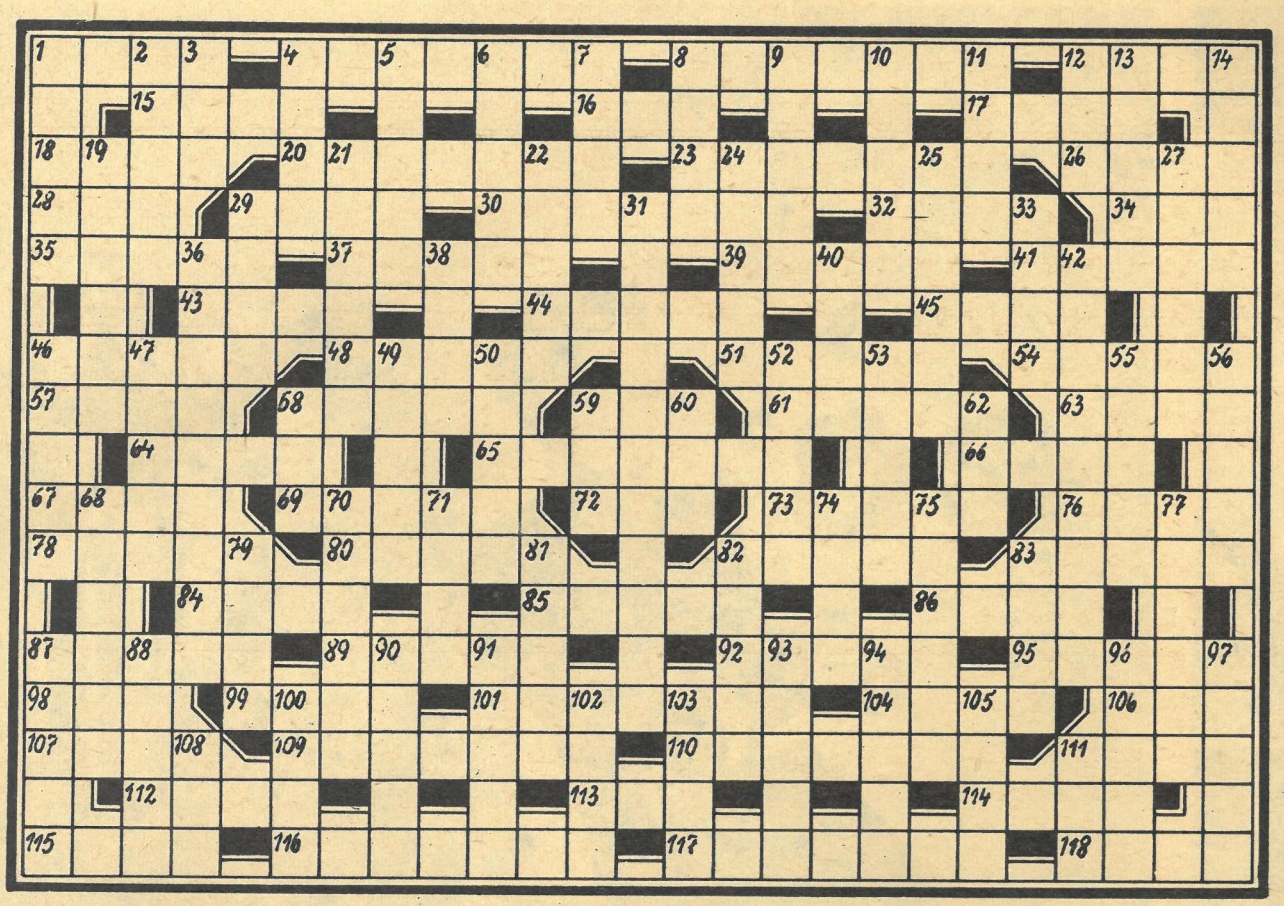
2
Aus feiner Wolle (70/30) entstanden diese Baudenkleider in Rot und Blau. Die breiten Musterkanten sind in Schwarz und Weiß beziehungsweise in Grün und Rot gehalten. Beide Kleider haben im Vorderteil einen langen Reißverschluß.

3
In großzügiger Flächengestaltung stellt sich dieser dicke Pullover vor. Die Grundfarbe ist gelb, das Zickzackmuster weiß und senffarben.

4
Zwei vollsynthetische Kombinationen in Blau und Beige, bestehend aus Weste und Hose. Unterschiede zwischen beiden Modellen sind im Westenverschluß zu finden: einmal Druckknöpfe, einmal Reißverschluß.

Auf unserem Titelbild:
Ein roter Pulli in mittelstarker Qualität aus Wolprila-Hochbausch mit einer schwarz-weißen Musterkante und eine violette Strickjacke mit kleinen Goldknöpfen und einer Musterkante in Lachsrot.

rätsel

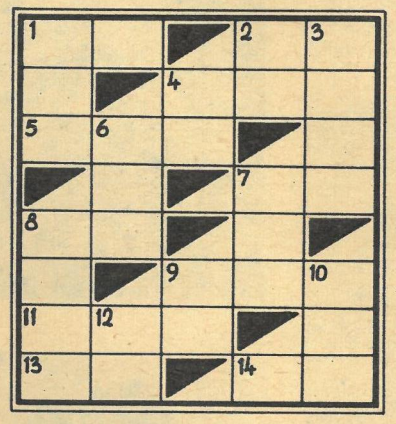


Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Zimmerwinkel, 4. frühere Bezeichnung eines in Österreich-Ungarn lebenden Ukrainers, 8. marxistischer Geschichtsforscher, Mitbegründer der KPD, 12. Betonungszeichen, 15. Blütenstand, 16. fototechnischer Begriff (Kurzwort), 17. Männername, 18. Backzutat, 20. Angehöriger eines nordamerikanischen Indianerstammes, 23. Theaterdekoration, 26. Physiker und Astronom († 1905), 28. feierliches Gedicht, 29. altgriechischer Fabeldichter, 30. Blattgemüse, 32. europäischer Staat (landessprachlich), 34. Hirschtier, 35. Dachkante, 37. Lammfell, 39. Zehn-Dollar-Goldmünze, 41. Verkaufsplatz, 43. Schwimmvogel, 44. tropische Ölpflanze, 45. Weißbier, 46. Kernfleisch der Kokosnuß, 48. Nagetier, 51. Heeresabteilung, 54. Nachkomme, 57. Wegelosigkeit, 58. ostasiatische Halbinsel, 59. Nachtvogel, 61. Bezirkshauptstadt, 63. Auftrag, Rechnung, 64. Männername, 65. Schrulle, wunderliche Neigung, 66. europäische Hauptstadt, 67. Backmasse, 69. dickflüssiger Saft, 72. Mädchenname, 73. Tafelgemälde, Heiligenbild, 76. überlieferte Erzählung, 78. Nahrung, 80. Pampashasen, 82. Riemenpeitsche, 83. Donaunebenfluß in Bulgarien, 84. Mastspitze, 85. griechischer Buchstabe, 86. Ton der Tonleiter, 87. Preisgrenze, 89. Männername, 92. Sinnesorgane, 95. Einschnitt, 98. Laufvogel, 99. Fluß in Spanien, 101. Fahrzeugsteuerung, 104. Frauenname, 106. Schwur, 107. Kleidungsstück, 109. Oper von Verdi, 110. Stadt am Po, 111. oberitalienische Stadt, 112. Stadt an der Nahe, 113. französisch: Straße, 114. Titelgestalt eines Romans von Dieter Noll, 115. weiblicher Vorname, 116. Fahrzeug, 117. Flugzeug- und Kraftwagenkonstrukteur, 118. Versuch.

Senkrecht: 1. Begründer der deutschen Schauspielkunst, 2. Insekt, 3. Lebensbund, 4. Getreideart, 5. bildlicher Ausdruck, 6. Ölbaumharz, 7. Paradiesgarten, 8. ägyptische Baumwolle, 9. Frauenname, 10. Eiland, 11. Habsucht, 12. amerikanische Riesenkröte, 13. indische Brillenschlange, 14. Grundrichtung, 19. Herausgeber, Verleger, 21. mexikanischer Romanschriftsteller, 22. Lager des Hasen, 24. islamischer Rechtsgelehrter, 25. Verschluß, 27. englischer Schriftsteller († 1931), 29. europäischer Vulkan, 31. bekannter Schauspieler, 33. Teil des Hauses, 36. wildreicher Nationalpark in Ostafrika, 38. Behältnis, 40. portugiesischer Seefahrer, 42. USA-Staat, 46. Behälter, 47. Belohnung, 49. Papageienart, 50. Hafenstadt in Florida, 52. deutscher Strom, 53. englische Romanschriftstellerin († 1880), 55. türkischer Amtssitz, 56. Hinterhalt, 58. griechische Sporadeninsel, 59. Schweizer Kanton, 60. Skulptur am Naumburger Dom, 62. Volk in Togo, 68. Nordländer, 70. Einfuhr, 71. Ort südlich von Babylon (heute Warka), 74. Fahrtrichtung, 75. Teil des Bruches, 77. Schachbegriff, 79. Zensur, 81. französischer Historiker († 1906), 82. Gefäß, 83. peruanisches Herrschergeschlecht, 87. Ausbildungszeit, 88. Tonkunst, 90. Grubenräume, 91. Nebenfluß der Weser, 93. früherer Name von Zagreb, 94. Schmelzfluß, 96. Überbleibsel (Mz.), 97. Erlaß, Verordnung, 100. Wandbrett, 102. Windrichtung, 103. Wasserbegrenzung, 105. Gattung der Halbziegen, 108. Großgemeinde in Gelderland, 111. Singstimme.

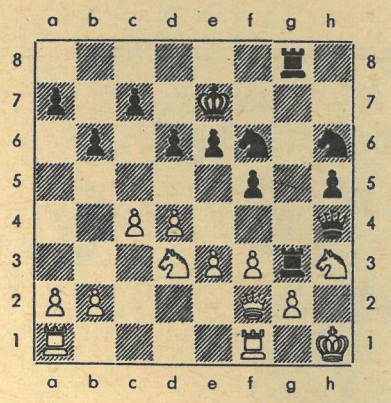
Silbenkreuzworträtsel



Waagerecht: 1. Schutzrecht für Erfindungen, 2. Berufsausbildung, 4. Zirkusarena, 5. Zeitraum, 7. Edelsteingewicht, 8. Salzlösung, 9. umgangssprachlich für Geld, 11. Wortschwall, 13. Fluß im Westen der UdSSR, 14. Sportart.

Senkrecht: 1. Truppenschau, 2. Teil des Sitzmöbels, 3. plastischer Zusatzstoff für Gummimischungen, 4. Insektenlarve, 6. Ränkespiel, 7. Truppenunterkunft, 8. kleine Sonate, 9. Zeitgeschmack, 10. Sportgerät, 12. indischer Physiker.

Springer-Attacke



Schwarz am Zuge hat eine ideale Angriffsposition aufgebaut. Er zwingt den Gegner in wenigen Zügen zur Aufgabe:
1. ... **Shg4!** 2. **fg4: Sg4:** 3. **Df4 Th3:+!** 4. **gh3: Dh3:+** 5. **Kg1 Se5+** 6. **Kf2 Sd3:+ und Weiß gab auf.**
Ein sehenswerter Schluß!
(Partie Mozerts–Salmins, Talsi, 1964)

Rätsellösungen aus Heft 2

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Drall, 4. Heinrich Mann, 10. Blatt, 13. Amor, 14. Oase, 15. Runen, 17. Lobau, 19. Lenker, 22. Thale, 24. Eidam, 26. Choral, 27. Aster, 29. Nase, 30. Elch, 32. Senat, 34. Fase, 36. Rabatte, 40. Anergie, 43. Elm, 46. Part, 47. Lhasa, 49. Geher, 50. All, 51. Riesi, 52. Saga, 54. Salerno, 55. Ton, 56. Siele, 57. Messer, 61. Anno, 62. Ente, 63. Tran, 66. Dattel, 67. Troja, 70. Ern, 71. Agnosie, 74. Leid, 75. Adana, 76. Ute, 77. Seele, 79. Rilla, 80. Lier, 82. SOS, 83. Massage, 85. Malerei, 88. Tara, 90. Simse, 93. Aale, 94. Gong, 96. Aroma, 99. Nitrat, 100. Kanon, 102. Renke, 103. Regler, 105. Amigo, 107. Irene, 108. Lied, 109. Ache, 110. Kleie, 111. Georg Herwegh, 112. Traps. – Senkrecht: 1. Der Untertan, 2. Agnes, 3. Land, 4. Holm, 5. Ero, 6. Rauch, 7. Heere, 8. Noe, 9. Nara, 10. Bett, 11. Amara, 12. These, 16. Eier, 18. Belt, 19. Los, 20. Nana, 21. Klang, 23. Hefe, 25. Alba, 28. Segel, 30. Ettal, 31. Cela, 33. Tees, 35. Silo, 37. Apis, 38. Arsenkies, 39. Talent, 41. Rhapsodie, 42. Iren, 44. Lion, 45. Mennige, 48. Assel, 50. Andreas, 53. Geld, 57. Meter, 58. Stelle, 59. Rate, 60. Anna Seghers, 64. Arno, 65. Posa, 68. Rille, 69. Aare, 71. Atta, 72. Sesam, 73. ELAS, 74. Lama, 78. Eging, 81. Erna, 83. Mark, 84. Emil, 86. Alai, 87. Igor, 88. Turek, 89. Ranke, 91. Steig, 92. Err, 93. Atair, 95. Onega, 97. Oele, 98. Areg, 100. Koch, 101. Niet, 104. Ede, 106. Gag.

Rechnen und Raten

16	·	21	=	336
+		·		+
624	:	12	=	52
640	—	252	=	388

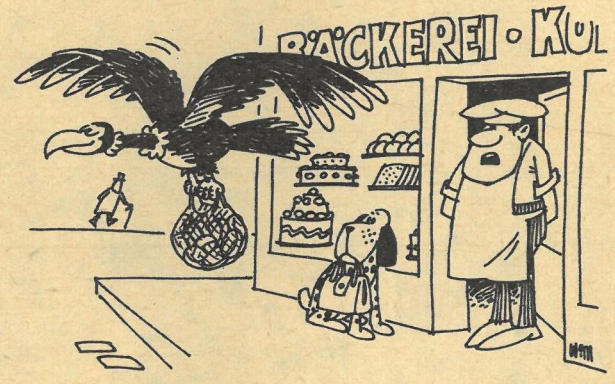
ZEIT IM BILD

DAS REDAKTIONSKOLLEGIUM: Kurt Stephan (Chefredakteur), Lena Smolny (stellvertretender Chefredakteur), Gerhard Graban (Redaktionssekretär), Paul Friedemann, Eberhard Kottwitz · Verlagsdirektor Günther Zumpe · Grafische Gestaltung: Siegfried Rudolf · Lizenz-Nr. 1264 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Druck: (13) Berliner Druckerei, 102 Berlin, Dresdner Straße 43 · Anzeigenverwaltung DEWAG WERBUNG, 806 Dresden · Anzeigenpreise: Lt. Gesetzblatt Nr. 19, VO vom 3. 2. 53 · Zeit im Bild erscheint wöchentlich, Preis 30 Pf, Abonnementspreis vierteljährlich 3,90 MDN, monatlich 1,30 MDN · Bankkonto DN, Dresden 4/1862 · Postscheckkonto: Dresden Nr. 4565
POSTANSCHRIFT: Redaktion Zeit im Bild, 806 Dresden, Radeberger Straße 14b, Ruf 5 16 16, 5 17 65, Telex Dresden 02 412

„Ach ja,
Luftschiffe kommen wieder in Mode!"

Reichlich übertrieben

WILLY MOESE



„Diese Meiers
werden immer extravaganter!"

Damit unser Weizen blüht

Fortsetzung von Seite 5

Diese Gründe machten teils erhebliche Importe nötig, vor allem an Getreide, Fleisch und Butter. Begrenzte Einfuhrmöglichkeiten und die Tatsache, daß unsere Republik zu den rohstoffarmen Ländern zählt, mahnen nachdrücklich, unsere Devisen volkswirtschaftlich unter dem Aspekt höchster Nützlichkeit anzulegen.

Was die Landwirtschaft anlangt, so ergibt sich daraus zwingend die Aufgabe, die pflanzliche und tierische Produktion stetig zu steigern. Das geschieht, für alle spürbar, namentlich seit der Zeit, da die Bauern und Landarbeiter das neue ökonomische System anwenden. Das widerspiegelt sich auch im Angebot der Geschäfte, wobei vermerkt werden muß, daß der Produktionszuwachs weitgehend dazu genutzt wurde, den Import jener Kulturen, die unter unseren natürlichen Bedingungen wachsen, einzuschränken.

Trotz etwas geringerer Getreideerträge werden unsere Landwirte 1966 ihre bislang höchste Agrarproduktion, nämlich die von 1965, sehr wahrscheinlich überboten haben. Großes haben die Bauern und Landarbeiter damit vollbracht. Nicht zuletzt aus eigenem Interesse stehen sie vor neuen, ungleich größeren Aufgaben, damit unser aller Weizen richtig blüht.

Jedes bäuerliche Vorhaben setzt steigende Hektarerträge voraus. Das systematische Heben der Bodenfruchtbarkeit – das ist eine Aufgabe, die in erster Linie die Bauern angeht, aber auch die Arbeiter der Industrie und die Agrarwissenschaftler.

Bleiben wir zunächst bei den Bauern: Sie haben wahrlich alle Hände voll zu tun, um besonders die Erträge bei Getreide und den Hackfrüchten sowie auf dem Grünland zu steigern. Ein Plus kommt ihnen dabei zugute: Alle fünf Jahre wird der Nährstoffhaushalt der Böden untersucht. Die Ergebnisse offenbaren hier wie dort: Höhere Erträge erfordern höhere Investitionen. Das ist unumgänglich, allein schon wegen der Melioration. Bis 1970 sollen 420 000 Hektar bewässert und 260 000 Hektar entwässert werden. Das ermöglicht höhere Erträge (auf Beregnungsflächen werden im Vergleich zur gegenwärtigen Praxis je Hektar beispielsweise doppelt soviel Zuckerrüben geerntet!) und zugleich stabile Erträge, die nicht so stark von Jahr zu Jahr schwanken wie bisher, was natürlich auch für die Produktivität der Viehwirtschaft sehr nützlich wäre. Melioration ist jedoch nicht billig. Sie kostet 2000 bis 4000 Mark je Hektar. Die beste bäuerliche Sparkasse – seit eh und je der Boden – zahlt also gute Zinsen, wenn die Kunden über ein ordentliches Konto verfügen.

Eine Fülle von Aufgaben obliegt auch den Arbeitern, namentlich im Landmaschinen- und Traktorenbau sowie in der Chemie. Die Industrie beeinflußt immer mehr das Niveau der Agrarproduktion. Einmal durch die Tatsache, daß sie alle Maschinen und Geräte liefert, die der Bauer für einen produktiven Ackerbau benötigt. Auf diesem Gebiet fehlen unserer Landwirtschaft nach wie vor schwere Traktoren, die es ermöglichen, den Boden – speziell für Hackfrüchte – so tief zu pflügen, wie es höhere Erträge verlangen. Zum anderen beeinflußt die Industrie die Agrarproduktion, indem sie Dünger, Unkraut- und Schädlingsbekämpfungsmittel bereitstellt. Krankheiten, Schädlinge und Unkräuter verschlingen oft sogar ein Drittel der möglichen Ernten. Das kostet uns jährlich Pflanzenprodukte im Werte von etwa einer Milliarde Mark!

Schließlich die Agrarwirtschafler. Zu ihren Aufgaben gehört es einerseits, dafür zu sorgen, daß die wissenschaftlichen Erkenntnisse (der beste „Kopfdünger", den es je gab!) Eingang in die Praxis finden. Andererseits konzentrieren und spezialisieren die Genossenschaften und Volksgüter zunehmend ihre Produktion, vor allem in Kooperation mit Nachbarbetrieben. Was das für den Ackerbau bedeutet, skizzierte der Präsident der Deutschen Akademie der Landwirtschaftswissenschaften zu Berlin, Professor Dr. Dr. h. c. Hans Stubbe, auf dem IX. Deutschen Bauernkongreß: „Im Ackerflächenverhältnis der sozialistischen Betriebe werden künftig nur noch 7 bis 14 Fruchtarten vorhanden sein, bisher waren es 20 bis über 30. Vorrangig sollen die Fruchtarten angebaut werden, die unter den jeweiligen Standortverhältnissen die höchsten Erträge bringen."

Dieser Prozeß, verbunden mit dem schrittweisen Übergang zu industrieartigen Produktionsmethoden, stellt die Agrarwissenschaftler vor die Aufgabe, ein neues Ackerbausystem zu entwickeln – ein Anliegen, das wesentlich über das Ertragsniveau unserer Landwirtschaft entscheidet.

Auch in unserem Boden steckt ein großer Schatz, ein Reichtum, so wie es der Landmann in der Fabel seine Söhne lehrte. Diesen Schatz können wir nur über eine höhere Bodenfruchtbarkeit heben. Die Ernte bestätigt dann meßbar, daß unser Acker „mehr als je zuvor eintrug. Nicht an ‚verborgenem Geld."

Bert Krochau

NEUBRANDENBURG

Diese schimmernde Perle aus Glas und Beton steht in einer Stadt von knapp 40 000 Einwohnern: Neubrandenburg, Zentrum eines jungen Bezirkes unseres Landes. Oben, auf dem Dach des fünfzehnten Stockwerkes, kann man sich vom immer wehenden Wind durchrütteln lassen. Man kann hinuntersehen auf spielzeuggleiche Häuschen und auf langsam dahinkriechende bunte Käfer in den Straßen. Nicht weit von diesem Kulturhaus entfernt erheben sich Neubrandenburgs berühmte Tore – backsteinbraun, bewachsen mit Efeu. Die Tore stehen an den Resten der alten Stadtmauer; Neubrandenburg ist über diese Grenzen schon lange hinausgewachsen! Durch den Aufbau von Neubrandenburg-Ost geht die Stadt jetzt noch weiter in die Breite.

Oben auf dem Turm wartet das Fernrohr, und für zehn Pfennig öffnet sich ein weiter Blick in die schöne Landschaft der Umgebung. Jetzt, im Winter, verbergen sich die fruchtbaren Felder unter ihrer Schneedecke. Zu anderen Jahreszeiten können von hier aus LPG-Vorsitzende zwischen zwei Tassen Kaffee in der Mokkastube ihre Traktoren oder Mähdrescher zählen. Laut Statistik läuft dieses Fernrohr übrigens fast ununterbrochen – kein Wunder; der Fahrstuhl befördert täglich rund 1000 Menschen auf die Turmspitze.

Neubrandenburgs Kulturzentrum, entworfen von der jungen Neustrelitzer Architektin Iris Grund, wurde im Juli 1965 eingeweiht. Der 56 Meter hohe Turm (mit geschmackvoller Mokkabar, Weinstube und vielen hellen Zirkelräumen) und die Gebäude rundherum können zur gleichen Zeit etwa 2000 Besucher aufnehmen.

Seit der Einweihung vor eineinhalb Jahren entwickelte sich in Neubrandenburg sprunghaft das geistig-kulturelle Leben. Der ökonomisch starke Landwirtschaftsbezirk verkürzte auch auf diesem Gebiet den Abstand zu traditionsgemäß fortgeschritteneren Gegenden unserer Republik. Im Neubrandenburger Kulturzentrum, in dieser schönen Perle aus Glas und Beton, zeigt und beweist sich also das legitime Bedürfnis nach geistig-kulturellen Erlebnissen, unter sozialistischen Verhältnissen untrennbar verbunden mit den Fortschritten in der materiellen Produktion.

Foto: Gerhard Hammer / Text: Günter Blutke

z6 ZEIT IM BILD

AUF DER SPUR UNSERER TAGE